Krummensee.

Historischer Roman

von

George Hesekiel.

Zweite Abtheilung:

Heimkehr und Wiederkunft.

Berlin, 1861.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Heimkehr und Wiederkunft.

Von

George Hesekiel.

Zweiter Band.

Berlin, 1861.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Zweite Abtheilung.

Heimkehr und Wiederkunft.

Erstes Kapitel.

Auf dem Wiener Congreß.

„Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!
Was vom Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.“

(Goethe.)

Im Maschakerhof, einem Wiener Gasthofe von alter Renommée, auf der Seilergasse belegen, bewohnte der Baron von Raucourt drei ziemlich kleine und unansehnliche Zimmer; aber es gab Leute, die vornehmer und namentlich viel reicher waren als der erste Maitre d'Hotel Seiner Königlichen Hoheit des Herrn Grafen von Artois und doch mit noch viel geringeren Zimmern

zufrieden gewesen wären, wenn sie dieselben nur hätten bekommen können.

Zur Zeit des Congresses war es nicht allzu leicht, eine passende Wohnung zu finden in der innern Stadt. Gold allein, selbst wenn es in überreichem Maße geboten wurde, half nicht, hohe Verbindungen mußten mit helfen.

Es war noch früh am Morgen und der Baron machte sich noch im tiefsten Negligé eines Schlafrocks von weißem Flanell in seinem Schlafzimmer an das wichtige Geschäft der Frückstückbereitung. Sein Reise-Necessaire lag ausgebreitet vor ihm auf dem schlichten Tisch von Nußbaumholz und auf zwei kleinen zierlichen Dreifüßen von Silber züngelte die blaue Spiritusflamme. Ueber dem einen brodelte zischend weiches und destillirtes Flußwasser in einem silbernen Kesselchen, in welchem der Baron kleine Stückchen echter Carraccaschocolade langsam mit kunstverständiger Ruhe zergehen ließ, während über der andern Flamme auf einer silbernen Platte sich drei Scheiben weichen Weißbrodes krümmten und zusammenzogen in der Gluth. Diese eine Tasse von ihm selbst höchst sorgsam und mit wahrer Meisterschaft bereiteter Chocolade und die drei

Scheiben geröstetes Weißbrod bildeten mit einem kleinen Glase Val de Penas, von dem er stets einige Flaschen erster Qualität mit sich führte, das einfache und doch köstliche Frühstück des Barons.

Der Baron goß die aufgelöste Chocolade mit gebührender Achtung, denn sie gehörte zu jener edlen Sorte, von der man den schönen Creolinnen in Mittelamerika ihre Mitgift pfundweise zuzuwägen pflegt, in eine antike Porcellaintasse, welche in einer vergoldeten Unterschaale stand, und nahm behaglich in kleinen Schlucken den würzigen Trank so heiß wie er genommen werden muß, um auch voll gewürdigt werden zu können.

Behaglich lehnte der Frühstückende in dem altväterischen, ziemlich bürgerlichen Lehnstuhl, den er sich durch einige Reisekissen bequem gemacht hatte, und blickte zuweilen in die Spalten eines französischen Journals, das vor ihm auf dem Tische lag; er war indessen viel mehr mit seinem gerösteten Brod und dem winzigen Glase Spanischen Weines beschäftigt, als mit seiner Lectüre.

Da klopfte es leise.

Der Baron schloß, ohne seine Stellung zu ändern, den Deckel einer Schatulle, die geöffnet neben ihm auf einem Stuhl stand. Man sah in dieser Schatulle obenauf einen schlichten Rosenkranz von ganz unscheinbaren Holzkugeln, der aber ein uraltes Erbstück des Geschlechtes vom rothen Hause war; neben dem Rosenkranz lag ein ganz vergriffenes Gebetbüchlein, das vor Zeiten sehr prächtig gewesen sein mochte in seinem nun völlig verschossenen und verschabten rothen Sammetbande und seiner erblindeten Vergoldung.

Während zur Zeit der Restauration so Viele sich bemüheten, einen Eifer für die katholische Kirche zur Schau zu tragen, der nicht immer ganz lauter und in vielen Fällen wenigstens sehr übertrieben war, fand es der Baron von Raucourt für gut, seine Anhänglichkeit an die Gebräuche der Religion seiner Väter, die er bewahrt hatte trotz dem, daß er in einer versinkenden Zeit mit voltairianischem Unglauben gewissermaßen groß gezogen worden war, zu verbergen. Der Baron wußte sehr gut, daß er kein katholischer Christ sei, daß ihm der Glaube fehle, aber das hinderte ihn nicht, fest zu halten mit einer immerhin pietätvollen Anhänglichkeit an der Religion seiner Väter. Ja, halb unbe-

wußt mochte ihn dabei das Gefühl leiten, daß dieses Festhalten der Form eine Brücke für ihn werden könne zum Glauben. Andere Pläne freilich beschäftigten ihn seit langer Zeit mehr als sein Seelenheil, aber es war eine Stelle in seinem Herzen, in die er fremde Augen am wenigsten blicken lassen mochte, und in einem geistigen Zusammenhang mit dieser Stelle standen der alte Rosenkranz und das alte Gebetbuch. Er sprach nie von Religion, und wenn man ihn bei einer religiösen Feier, wo sich der neue Eifer mehr als nöthig brüstete, vermißte, so pflegte er dem Frager mit Ernst und Nachdruck zu erwiedern: „Mein Herr, die Raucourt von Maison-Rouge sind stets katholische Edelleute gewesen, denen niemals der Vorwurf der Ketzerei gemacht wurde.“ Damit brach er jedes Gespräch ab.

Als der Baron seine Schatulle geschlossen, rief er: „entrez!“ und nahm seine Brodschnitte wieder zur Hand.

Sein Diener trat ein, der stattlichste Bursche, den man je in eine Livree gesteckt hat.

„Es soll kein Lump die Farben von Raucourt tragen!“ sagte der Baron oft.

„Der Herr Vicomte von Noailles!“ meldete der Diener.

„Lassen Sie den Herrn Vicomte eintreten!“ antwortete der Baron scheinbar gleichgültig, obgleich ein plötzliches Aufwärtszucken der Mundwinkel verrieth, wie unangenehm überrascht er durch diesen Besuch war.

Er erhob sich eben aus seinem Sitz, als der Vicomte mit raschem Schritt eintrat und ihn mit seiner leisen, immer belegten Stimme bat, sich nicht zu stören; das hielt indessen den Baron nicht ab, seinem Besuch entgegen zu kommen und sich trotz seines Negligés eben so feierlich als ernsthaft vor ihm zu verneigen, als begrüße er den Vertrauten Sr. Königlichen Hoheit des Herrn Grafen von Artois auf dem der Ceremonie und Etikette ausschließlich geweihten Citronenholz-Parquette der Dianengallerie in den Tuilerieen.

„Ich konnte einen solchen Besuch in dieser Stunde und in diesen Räumen nicht für möglich halten!“ sagte der Baron, indem er seinem Gaste einen Stuhl präsentirte.

Das war die einzige Entschuldigung, die er mit eben so viel Ruhe als Feinheit vorbrachte.

Der Vicomte Alexis von Noailles nahm den ihm

angebotenen Stuhl, setzte sich und sprach mit einem etwas süßlichen Lächeln, was nicht recht zu dem ernsten Ausdruck in seinem knochigen Gesicht und dem harten Blick seiner dunklen Augen paßte: „Mein theurer Baron, würde ich es wohl wagen, den geschätzten Freund in der ersten behaglichen Stille des Morgens zu stören, da ich weiß, wie sehr er dieselbe liebt!"

Raucourt hatte seinen Platz wieder eingenommen, er sah den Vicomte mit einem halb kindlich freundlichen Lächeln an, welches demselben sagen sollte, wie sehr er das Richtige getroffen mit seiner Bemerkung. Vielleicht zeigte er zu stark seine Befriedigung, denn es irrte ein leichter Ausdruck von Mißtrauen eine Secunde lang um die Mundwinkel des Vicomte, dem plötzlich der Gedanke aufstieg, das Phlegma und der Epicuräismus des Barons könnten vielleicht nur eine Maske sein.

Alexis von Noailles war ein profunder Menschenkenner, ein Mann von zähem Willen und voll glühenden Eifers für Kirche und Königthum, wie er sich beide dachte. Unter dem Kaiserthum galt er für ein Haupt der sogenannten Congreganisten, der Priester-

partei. Er war es, der 1809 die Excommunications-Bullen gegen Napoleon nach Frankreich zu bringen wagte. Die Sache wurde entdeckt. Napoleon ernannte ihn zum Lieutenant und befahl ihm, nach Schönbrunn, wo er sich damals aufhielt, zu kommen und sich Berthier zur Verfügung zu stellen, oder der schwersten Strafe gewärtig zu sein. Noailles erklärte, er ziehe die härteste Strafe der kaiserlichen Uniform vor, er weigerte sich durchaus, nach Schönbrunn zu reisen. Es war mit ihm nichts anzufangen, und Napoleon begnügte sich endlich, ihn aus Frankreich zu verbannen. In dem Jahre 1813 aber erschien der Vicomte im Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden; gegen Napoleon die Uniform zu tragen, war er gleich bereit; im folgenden Jahre wurde er Adjutant Monsieurs und von dem Könige Ludwig XVIII. mit dem Fürsten Talleyrand und dem Herzoge von Dalberg nach Wien gesendet, wahrscheinlich, um die Schritte Talleyrand's etwas zu controliren.

Diesem feinen, schlauen Edelmanne gegenüber, diesem Schüler der clericalen Diplomatie Italiens, von dem einst Talleyrand mit mehr Mißvergnügen als Anerkennung sagte, daß er die menschliche Eitelkeit

durch drei Masken hindurch erkenne, diesem gegenüber hatte sich der Baron von Raucourt eine kleine Blöße gegeben, und er bemerkte das wohl, doch war er klug genug, keinen Versuch zu machen, sie zu bedecken; er kannte die Gefährlichkeit solcher Versuche. Langsam ließ er das verrätherische Lächeln schwinden aus seinen Zügen und schien nur noch achtungsvoll den Mittheilungen seines Besuchers entgegenzusehen.

„Es ist ein specieller Auftrag Monsieurs," nahm der Vicomte das Wort, „der mich zu Ihnen führt, mein würdiger Freund, ich habe in dieser Nacht Depeschen und Briefe erhalten von Paris, darunter ist auch ein Schreiben des Herrn Prinzen an Monsieur, und Se. Königliche Hoheit beauftragen mich, Sie, mein theurer Baron, zu ersuchen, sich, den Wünschen des Herrn Prinzen von Condé und des Herrn Herzogs von Bourbon gemäß, zu erkundigen nach einem niederländischen Edelmann, Grafen Vavel de Versey."

Der Baron verneigte sich schweigend.

„Die in Rede stehende Angelegenheit," fuhr Noailles in geschäftsmäßigem Tone fort, „ist in jedem Falle höchst delicater Natur und konnte nur Ihnen, mein würdiger Freund, anvertraut werden —"

Der Baron verneigte sich dankend.

„— da Sie ja eben mit so bewunderswerthem Scharfsinn hier ein wichtiges Geschäft zu glücklichem Ende geführt haben. Ich muß Sie zuvörderst damit bekannt machen, daß der alte Jacques, so wird der Chevalier von Saint-Jacques, ein grauer Edelmann vom Hause des Herrn Prinzen, gewöhnlich genannt, behauptet, der nie genug zu beklagende selige Herzog von Enghien, den jener Mensch ermorden ließ, sei in einer heimlichen, aber kirchlich gültigen Ehe vermählt gewesen mit einer Prinzessin, welche dann nach dem Tode des unglücklichen Herzogs sich anderweit vermählt hat. Aus dieser Ehe soll ein Kind da sein. Es ist ferner unzweifelhaft, daß ein niederländischer Edelmann, Graf Bavel de Versey genannt, über diese Verhältnisse Mittheilungen an die Prinzen des Hauses Condé hat gelangen lassen. Diese Mittheilungen kamen aus Deutschland, die Prinzen aber, die sich damals in England und in der Unmöglichkeit befanden, Erkundigungen einzuziehen, auch damals noch keine Nachricht von einer geheimen Vermählung des Herrn Herzogs von Enghien hatten, ließen die Sache fallen, die nun jetzt erst, namentlich durch den Chevalier von Saint-

Jacques, wieder in Anregung gebracht worden ist. Als positiv, mein theurer Baron, also dürfen Sie folgendes betrachten: der selige Herzog von Enghien ist insgeheim vermählt gewesen, es ist ein Kind aus dieser Ehe da, vermuthlich, sogar wahrscheinlich, da es der alte Jacques behauptet, eine Tochter. Dieses Kind, das jetzt übrigens schon völlig erwachsen sein muß, hat sich, wenigstens einige Jahre nach dem Tode des unglücklichen Herzogs, bei einem niederländischen Edelmann, Grafen Bavel de Versey, befunden. Sie können denken, daß das hohe Haus Condé in jedem Falle sich vergewissern will, ob dieses Kind seines letzten Sprossen noch lebt, wo? und unter welchen Verhältnissen? Die Schritte, welche man vorsichtig bei der Mutter des Kindes gethan, haben wenigstens das Resultat ergeben, daß es sich nicht in der Nähe derselben befindet, sich auch nie in deren Nähe befunden hat. Dagegen hat der Chevalier von Saint-Jacques, der den vorgedachten Grafen Bavel de Versey, dessen sich übrigens auch der Herr Prinz noch erinnert, weil er unter ihm gedient, persönlich gekannt, in Erfahrung gebracht, daß derselbe in Holland, seinem Vaterlande, völlig verschollen ist.

„Gestatten Sie mir eine Frage," bat der Baron.

Der Vicomte veeneigte sich.

„Hatte dieser holländische Graf keine Güter in seinem Vaterlande?" fragte der Baron.

„Doch," entgegnete der Vicomte, „sie sind an entfernte Vettern, an Barone von Dillen, wenn ich nicht irre, gefallen, diese wissen nichts von dem Verwandten."

„Und doch," sagte der Baron sinnend, „ist da der einzige Punkt, von dem man ausgehen könnte, denn ich begreife, daß man bei der Prinzessin, welche die Mutter sein soll, nicht weiter gehen darf, vielleicht — doch ich will nichts im Voraus versprechen, nur bitte ich den Herrn Vicomte, mich Monsieur zu empfehlen und dem hohen Hause Condé; jedenfalls werde ich das Meinige thun, und vielleicht finden der Herr Vicomte, daß Monsieurs Wahl zu diesem Geschäft nicht unglücklich gewesen, wenn ich Ihnen sage, daß ich persönlich mit dem Jonkherrn van der Dillen van Drecksnute, einem vornehmen Edelmann aus Holland, bekannt bin, ja, vielleicht kann ich sagen, befreundet, der seit alten Zeiten zu den vertrauten politischen Agenten

des Prinzen von Oranien gehört und sich in diesem Augenblicke in Wien befindet."

„Sie haben viel Glück," entgegnete der Vicomte, „aber nicht so viel, als Sie verdienen, mein theurer Baron," setzte er verbindlich hinzu, „es ist Sache Ihrer Hoheiten, diese Differenz einigermaßen auszugleichen, Sie wissen, daß die Bourbonen nicht undankbar sind."

Damit erhob sich der Adjutant des Grafen von Artois und empfahl sich dem Baron mit der ihm eigenen halb süßlichen, halb ernsthaften Höflichkeit, die seinem Wesen etwas Falsches anheftete und ihn selbst vielleicht mehr, als er es verdiente, in den Ruf der Falschheit und Heuchelei brachte.

Mit einem langen Blick, in welchem erst helle Feindschaft funkelte, der aber bald den stumpfen Glanz jenes Widerwillens annahm, der angeboren ist und nichts Persönliches hat, blickte der Baron dem Vicomte, der seine Begleitung nur bis zur Thür zugelassen, nach.

„Ich begreife nicht," sagte er nach einer Pause, indem er sich fröstelnd dem Ofen näherte, „was mich diesem Manne gegenüber mehr in Aufregung bringt,

als anderen Söhnen seines verhaßten Geschlechtes? Es hat noch kein Noailles einem Raucourt in Freundschaft die Hand gereicht; wir haben uns ehrlich und gründlich gehaßt seit zweihundert Jahren, und wenn wir nicht gegen einander gehen konnten Degen und Pistol in der Hand, oder über einander weg, wie das oft genug geschehen, so sind wir wenigstens immer kalt höflich neben einander hergegangen und haben einen gebührenden Raum zwischen uns gelassen. Und dieser Vicomte! er thut nichts Anderes, es ist nicht seine Freundlichkeit, sein falsches süßliches Lächeln, was mich ärgert und reizt. Nein, das ist's nicht, aber es empört mich, daß er gar nichts zu wissen scheint von dem alten Todhaß zwischen unseren Häusern, oder daß er ihn begraben glaubt unter dem Berge von blutigem Koth, mit dem die Revolution unser Frankreich belastet hat. Hüten Sie sich, Herr Vicomte, der alte Haß lebt wenigstens in meiner Seele noch" — der Baron streckte drohend die Hand gegen den Platz aus, den der Noailles noch vor Kurzem eingenommen, und seine dunklen Augen schossen Blitze, während eine tiefe Röthe sein Antlitz färbte — „ich will dem rothen Hause von Raucourt Alles erhalten, Alles, auch seine Feind-

schaften! Sie sollen uns die Feindschaft des Hauses Noailles nicht entziehen, Priester-Diplomat! dazu hat dieselbe denen von Maison-Rouge zu viel Blut und ihren Frauen und Töchtern zu viel Thränen gekostet, die Feindschaft von Noailles ist uns zu kostbar, Herr Vicomte! und wenn Sie glauben, daß Ihr glühender Eifer für Königthum und Kirche Ihnen keine Zeit lasse, sich mit der alten Feindschaft unserer Häuser zu beschäftigen, ei! so wollen wir doch sehen, ob wir Sie nicht zwingen können, Herr Congreganist, unserer alten Fehde einige Zeit zu widmen."

Der Baron versetzte sich durch seine Gedanken, die er in kurzen leisen Worten mehr markirte als aussprach, in eine Wuth, welche Kunde gab von der ungeheuren Leidenschaftlichkeit, mit welcher der scheinbar so kalte und gleichgültige Mensch einen Gedanken, einen Plan, die Herstellung seines Hauses, verfolgte. Er wollte die Herstellung des Hauses von Raucourt im ganzen Umfange, auch mit seinen alten Feindschaften; in seinen Augen gaben die fast unaufhörlichen Streitigkeiten mit mächtigen Adelsgeschlechtern seinem Haus ein Lustre, und das wollte er ihm erhalten oder wiedergeben. Man konnte das thöricht nennen, verrückt,

aber es war consequent gedacht, es gehörte mit in den Plan, den er sich einmal gemacht, den er verfolgte mit einem Eifer und einer Schlauheit, die kaum ihres Gleichen hatten.

„Man spricht jetzt recht wenig davon," flüsterte er giftig lächelnd, „daß der Herr Vater dieses lieben Vicomte in jener Augustnacht des Jahres 1789 Einer von denen war, welche in der Nationalversammlung die Privilegien des Adels mit Jubel über Bord warfen — hm! es könnte sein, daß man bald recht viel davon spräche; der Herr Vater waren ja auch längere Zeit Präsident des Jacobinerclubs, vielleicht ist es nicht unnütz, die kleinen Illustrationen des ersten Theiles unserer Revolutionsgeschichte einmal wieder aufzufrischen; ihr Glanz ist etwas verblichen vor dem Strahlenschimmer, in welchem die Robespierre und Danton prangen, aber gewiß das bescheidenere Verdienst des Noailles und seines lieben Cousins Lafayette verdient doch seine Anerkennung; nun sie soll ihnen werden, beim rothen Hause von Raucourt!"

Es klopfte wieder, und im Augenblick war das leidenschaftliche Angesicht des Barons wieder kalt und

gleichgültig, er empfing aus den Händen seines Dieners ganz wie gewöhnlich die eingegangenen Briefe.

Als sich der Diener entfernt, setzte sich der Edelmann und nahm einen der Briefe nach dem andern, alle mit großer Aufmerksamkeit lesend.

Die Nachrichten, die er empfangen, mußten angenehmer Natur sein, denn er lächelte leise und befriedigt: „Ja, ja," flüsterte er, „guter Vetter, Du hast einen tüchtigen Sprung gemacht, Du wirst auch diese geliebte Clotilde haben, Du mußt sie haben, weil Du eben außer mir der Einzige bist vom rothen Haus, aber Du siehst, daß es noch viel leichter ist, sich durch Muth und Glück vom bettelhaften Junker zu einem geachteten Edelmann und zu einem verdienten Staatsmann aufzuschwingen, als ein Herz zu erobern, welches einst Charles von Raucourt sein genannt hat. Vermuthlich wirst Du Clotildens Herz nie gewinnen, das wird mein bleiben, aber ihre Hand sollst Du haben, für Dich immer noch ein viel zu köstliches Kleinod; Deine Gemahlin soll sie werden, damit der Stamm vom rothen Hause nicht erlösche, laß Dir daran genügen, wackerer Eugen. Ja, er hat mehr gethan, als ich gehofft, das alte Glück ist wieder mit uns. Und

diese liebe Schwester, sie soll mir nicht minder nützlich sein, als der Bruder, auch sie muß helfen an dem Wiederaufbau des rothen Hauses. Sie will gern wieder einen Mann haben, es kann ihr geholfen werden. Ihr dickes gutes Gesicht wird nicht schlechter aussehen, wenn darüber das Krönlein einer Marquisin prangt. Mein guter Waffenkumpan Talaru will durchaus heirathen, nur um sein Haus fortzusetzen; bei seinem unermeßlichen Reichthum braucht er nur auf den Adel seiner Gemahlin zu sehen, auch kenne ich seinen Geschmack in Bezug auf Frauen, und wo fände er ein größeres Stück Weiberfleisch in einen ältern Adelsbrief gewickelt, als diese theure Schwester meines muntern Chevaliers es ist?"

Der Baron stand auf.

„Was haben wir heute vor?" fragte er sich, in seiner Agenda blätternd, „nur Ball auf der Burg, also ist vor dem Diner hinlänglich Zeit, sich mit den Angelegenheiten des hohen Hauses Condé zu beschäftigen und diesem tapfern niederländischen Edelmann einen Besuch zu machen. Wenn es mir gelingt, da eine Spur zu finden, dann kann ich getrost das Banner wieder wehen lassen vom rothen Hause, trotz dieses

jämmerlichen Oheims, der wie ein elender Verräther an seinem Geschlecht gehandelt hat!"

Er klingelte seinem Diener und befahl seine Toilette.

Einige Stunden später finden wir den Baron von Raucourt in einem stattlichen Hause auf der Jäger-Zeil, welches einem angesehenen, in Wien seit längerer Zeit angesessenen Engländer, Sir Julius Griffith, gehört; in diesem Hause bewohnt der Jonkherr Willem Mauritz van der Dillen van Dreckfnute, der überall zu finden ist, wo die Gegnerschaft Bonaparte's zusammenkommt, und wo es für das durchlauchtige Haus Oranien-Nassau etwas zu thun giebt, einige Zimmer, die ihm von der Freundschaft des Hausherrn, den er von England her kennt, eingeräumt wurden.

Der bis in's Extrem getriebene Comfort Englands, der damals auf dem Continent fast gar nicht bekannt war, herrschte auch in der Wohnung, die man dem niederländischen Edelmann eingeräumt, wurde aber von demselben nur wenig anerkannt, denn unbekümmert um die zarten Decorationen hatte der Jonkherr sich mitten in dem englischen Comfort bequem holländisch eingerichtet.

Er saß auf einem Feldstuhl vor dem Kamin und

wendete den blanken Messingböcken und den Gittern, hinter denen das Feuer prasselte, mit einiger Gleichgültigkeit den Rücken zu, während er aus einer langen Pfeife von weißem Ton mit einem Eifer rauchte, der eines wirklichen Geschäftes würdig gewesen wäre; links neben ihm auf einem Tisch lagen in Reih und Glied wie Soldaten neben einander noch einige Dutzende schon gestopfter Pfeifen, und es sah aus, als habe sich der Edelmann vorgenommen, sie sämmtlich hintereinander auszurauchen. Rechts neben ihm stand auf einem zweiten Tische ein Feuerstübchen mit glimmenden Torfstückchen und einer kleinen Zange dabei.

Dem Jonkherrn aus Drenthe würde seine Pfeife nicht geschmeckt haben, hätte er sie anders anzünden müssen, als mit glimmendem Torf.

Neben dem Feuerstübchen erblickte man eine seltsam geformte Vase, wenn man anders so ein Gefäß bezeichnen darf, welches achteckig, ziemlich flach und mit einem Deckel versehen war; diese Vase war ein ächt holländischer Spucknapf; ein unverschämt dicker Amor, welcher eine Psyche von unbeschreiblicher Derbheit in der Ausführung umarmte, bildete den Knauf des Spucknapfdeckels.

Steif und gerade saß die hagere Gestalt des holländischen Edelmannes auf dem Feldstuhl, den linken Arm weit ausgestreckt, dessen Hand mit zwei Fingern nicht ohne eine gewisse Zierlichkeit die Thonpfeife etwa eine halbe Spanne über dem Kopf hielt; er blickte finster auf den Baron von Raucourt, der nachlässig zurückgelehnt in einem Fauteuil lag und die Gemälde an der Wand, die nicht ohne Werth waren, durch den dicken Tabacksdampf hindurch mit seinem Glase musterte.

„Aber wie?" rief der Franzose plötzlich, ohne sich jedoch nach dem Holländer umzusehen, „Sie antworten mir nicht? War meine Frage nach Ihrem Verwandten eine Indiscretion etwa? Ich kann es nicht glauben!"

„Der Graf Vavel de Versey ist nicht mein Verwandter!" sagte der Holländer endlich langsam und zögernd.

„Unbegreiflich!" rief der Baron, ließ sein Glas sinken und wendete sich bequem nach dem Jonkherrn um.

„Warum unbegreiflich?" fragte dieser.

„Weil ich nicht glaubte, daß sich der Herzog von

Pienne in diesem Punkt geirrt haben könnte!" meinte der Franzose.

„Welchen Namen nannten Sie da?

Der Holländer verrieth ein höheres Interesse und dampfte mächtig.

Man muß nie rauchen, wenn man in der Lage ist, die Regungen seines Gemüthes verbergen zu müssen, oder zu wollen.

„Den des Herrn Herzogs von Pienne," entgegnete Raucourt, die Frage des Holländers beantwortend, „unter dessen Papieren sich Notizen, den Grafen Vavel de Versey betreffend, befanden. Aber ich bitte Sie, theuerster Herr, wenn es Ihnen aus irgend einem Grunde unangenehm ist, über den Grafen Vavel de Versey mit mir, oder überhaupt zu sprechen, so lassen Sie uns davon abbrechen."

„Der Graf Vavel de Versey war mein theuerster Freund" — begann der Holländer wieder.

„War, ich verstehe," sagte der Franzose, „und bedaure, Sie an einen herben Verlust, wie es scheint, erinnert zu haben, doch danke ich Ihnen, denn nun ich weiß, daß dieser Edelmann todt ist, habe ich auch nicht nöthig, mich weiter zu bemühen. Ich darf ja

gegen Sie offen sein. Nach den Papieren des Herzogs von Pienne konnte dieser Ihr verstorbener Freund Auskunft über ein wichtiges Geheimniß geben, darum sollte ich mich nach demselben erkundigen, aber das Grab giebt keine Auskunft."

Der Holländer stierte den Baron eine Weile an, dann nickte er bedächtig.

Der Baron besah wieder die Bilder an der Wand.

Ich habe gestern einen von unsern Pariser jungen Freunden gesehen," begann nach einer ziemlichen Pause der Jonkherr das Gespräch wieder, „den jungen preußischen Cavallerie-Capitain, der in meinem Garten in der Arcadenstraße den Bonapartisten erschoß."

„Ah! er ist ein Braver, dieser Preuße, wie heißt er doch?" rief der Baron.

„von Krummensee!" sagte der Holländer.

„Richtig! Crounmancey," meinte der Franzose, „sehr in Ansehen bei den jungen Herren von der Garde Sr. allerchristlichsten Majestät."

„Ich denke auch bei andern Leuten," murrte der Jonkherr, „Baron von Batz war sein Zeuge bei der Affaire."

„Ja, der Baron von Batz, dieser Spiegel altfranzösischer Ritterschaft!" rief Raucourt etwas affectirt.

„Das Vorbild für die Ritterschaft überall!" setzte der Jonkherr einfach ernst hinzu.

Es trat wieder eine Pause ein.

Die beiden Männer waren in einem geistigen Zweikampf mit einander begriffen, sie lagen sich gegenüber in der Deckung und keiner von Beiden wollte einen Ausfall wagen.

Der Holländer fühlte, daß der Baron erwarten müsse, in jedem Fall weiter befragt zu werden, er wußte, daß derselbe es unnatürlich finden müsse, wenn er sich nicht weiter nach den Personen erkundigte, welche Nachforschungen anstellen ließen nach einem Manne, den er seinen geliebten Jugendfreund genannt hatte, und dennoch vermochte er aus mehr als einem Grund nicht die passende Form zu finden. Er wußte zu gut, daß es Worte giebt, die man nicht zurücknehmen kann, wenn sie einmal ausgesprochen sind. Zugleich aber fühlte er auch, wie sehr ihn sein Schweigen dem kühlen, ruhigen Baron gegenüber compromitirte.

Und er hatte Recht; denn sein Schweigen verrieth dem Franzosen ein Mal, daß der Graf Bavel de Versey

noch lebe und nicht todt sei, denn man hat nicht nöthig, oder doch nur in sehr seltenen Fällen nöthig, eine so strenge Zurückhaltung zu beobachten, wenn es sich um einen Todten handelt, zugleich aber zeigte ihm die schweigsame Haltung des Jonkherrn, daß derselbe fürchtete, ein Geheimniß zu verrathen. Dillen kannte also das Geheimniß, denn wäre das nicht der Fall gewesen, so würde ein so kluger und gewiegter Diplomat wohl die Form für eine Fortführung des Gespräches gefunden haben. Der Baron triumphirte innerlich, er wußte jetzt ganz genau, wo das Geheimniß zu finden, nach dessen Lösung er forschte, das war für ihn genug für den Augenblick, wenn er auch noch nicht klar über das war, was er weiter zu thun habe.

Während der Baron also innerlich triumphirte, war der Jonkherr wüthend über sich; es war für ihn durchaus eben so peinlich, zu schweigen, als zu reden, und er zog das Schweigen in diesem Augenblick dem Reden nur vor, weil es bequemer war.

Der Baron, der keine Eile hatte, seinen Sieg zu verfolgen, sondern ganz gewiß war, daß ihm der Jonkherr kommen müsse, zog seine Uhr hervor; aber er ließ sie repetiren, weil ihm das scheinbar bequemer

war, als sie bis zu seinen Augen zu erheben. Dann erhob er sich langsam und sagte höflich: „Ich habe doch das Glück, Sie heute Abend auf der Burg zu sehen?“

Der Holländer bejahte in einiger Verwirrung, der Baron nahm Abschied und entfernte sich mit der Gleichgültigkeit und dem bequemen Anstande, der ihm zur andern Natur geworden war.

Kaum aber hatte der Jonkherr die Thür hinter ihm geschlossen, als er mit einem heftigen Ausruf des Unwillens die Thonpfeife an den blanken Kamingittern in Stücke schlug, daß die Trümmer und die Asche rings auf dem Teppich umher flogen.

Mit diesem Ausbruch war aber auch sein Zorn verraucht; vorsichtig trat er die Funken aus mit der Fußspitze und sagte dann: „das ist ja ein ausbündig schlauer Mann, dieser Herr Baron, ei! ei!“

Das war Alles.

Darauf ging er an die nächste Thür, öffnete sie weit und rief: „Ludovic!“

„Ich habe Alles gehört!“ antwortete eine tiefe und ernste Stimme und zugleich trat ein Herr in das Zimmer, groß und stattlich, etwas zu stark vielleicht,

aber von imponirender Haltung und voll Würde in seinem Auftreten; halb lächelnd blickte er den Jonkherrn, vor ihm stehen bleibend, an, und dieses halbe Lächeln gab seinem stolzen, ernsten Gesicht einen wahrhaft hinreißenden Ausdruck.

„Armer Willem Mauritz," sagte er, „Ihr seid durch mich und meine Abenteuer schon in manche schlimme Verlegenheit gebracht worden. Habt Euch herausgeholfen immer als ein guter Kumpan, dieses Mal aber seid Ihr fertig geworden mit Eurem Witz; eine Krone habt Ihr schmieden können, eine Königskrone für unseren Prinzen von Oranien, aber dieser Franzose hatte Euch fest, gesteht es, Willem Mauritz, habe Alles gehört!"

Halb lachend, halb verdrießlich gab es der Jonkherr zu, dann legte er seine Hand vertraulich auf die Schulter dieses vornehm-stolzen Mannes, der kein Anderer war, als der Graf Vavel de Versey selbst, den wir in der ersten Abtheilung unserer Geschichte bei der verwaisten Tochter des unglücklichen Herzogs von Enghien verließen, und sprach: „Wenn Ihr wirklich Alles gehört habt, Ludovic, so habe ich nicht die Mühe, Euch zu erzählen, und Ihr wisset selbst am besten,

was Ihr zu thun habt und was Ihr mich sagen lassen wollt."

„Doch nicht so ganz!" meinte der Graf.

„Wie?" fragte der Jonkherr.

„Ich habe das Gesicht des Franzosen nicht gesehen," erklärte der Graf, „und weiß nichts von ihm; Worte sind viel, der Ton der Stimme des Sprechenden ist auch etwas werth, aber urtheilen kann ich nur, wenn ich sein Gesicht sehe und dabei etwas von seiner Geschichte weiß."

„Ihr verlangt viel, Ludovic," entgegnete van der Dillen, „ich weiß selbst nicht allzu viel von dem Herrn Baron von Raucourt; er ist von vornehmer Familie, aber das Geschlecht scheint herunter gekommen zu sein; jedenfalls ist er nicht reich. Er hat wichtige Dienste geleistet bei der Restauration des bourbonischen Thrones, gegenwärtig ist einer von den Edelleuten im ordinären Dienst des Grafen von Artois. Er genießt eines gewissen Ansehens bei den französischen Legitimisten, er gilt für einen Politiker, und meiner Ansicht nach ist er allerdings mehr als ein Intriguant. Man muß am Hofe des Grafen von Artois großes Vertrauen in ihn setzen. Ich glaube, daß wenn Ludwig XVIII.

den Grafen von Noailles hierher gesendet hat, den Fürsten Talleyrand zu beobachten, so hat der Graf von Artois diesen Baron von Raucourt hierher gesendet, den Herzog von Dalberg und den Marquis von Latour du Pin zu bewachen."

„Genug, genug," sagte der Graf, „ich danke Euch Willem Mauritz; der Baron ist also offenbar einer der Vertrauten des Pavillon Marsan, steht also in unmittelbarer Verbindung mit dem königlichen Hause, kann demnächst unmittelbare Aufträge, die mein Geheimniß betreffen, von dem Hause Condé haben!"

Der Jonkherr nickte, obwohl eigentlich der Graf ihn gar nicht gefragt hatte.

„Aber," fuhr dieser plötzlich direct fragend fort, „sagt mir, Willem Mauritz, haltet Ihr diesen Baron für einen Schurken, oder nicht?"

„Ich halte keinen Edelmann," antwortete der Gefragte, „für einen Schurken, so lange ich nicht Beweise dafür habe."

„Ich halte keinen Menschen dafür ohne Beweise," verbesserte sich und den Andern der Graf, „ich wollte nur fragen, ob Ihr Gründe hättet, die Ehrenhaftigkeit dieses Barons von Raucourt zu bezweifeln?"

„Ich habe keine Gründe der Art!" lautete die Antwort.

„So will ich den Baron selbst sprechen!" erklärte der Graf entschieden.

„Zu welcher Stunde und wo?" fragte der Jonkherr, ganz zufrieden, für seine Person so der peinlichen Verlegenheit, in die ihn der Baron versetzt hatte, zu entgehen.

„Wißt Ihr, wo der Baron wohnt?

„Im Maschakerhof, in einem abscheulichen Hinterhause, ich habe ihn da besucht," erwiederte der Gefragte, „er hat sich übrigens ganz comfortable eingerichtet; Ihr müßt wissen, Ludovic, der Baron ist von unbeschreiblichem Phlegma, faul, ein Feinschmecker ersten Ranges!"

„Das spricht nicht gegen ihn!" lächelte der Graf.

„Weil Ihr selbst auch bei Schüssel und Flasche ein Held seid, Ludovic," spottete der Jonkherr, dann setzte er fast traurig hinzu: „Ach, Ludovic, denkt Ihr wohl noch zuweilen an meine Schwester Trina, die Euch selbst mit eigener Hand das Moorhuhn von Drenthe zu braten pflegte, damit Ihr's nur recht schmackhaft finden solltet?"

Es klang ein eigenthümlich wehmüthiger Ton durch diese Worte des guten Edelmannes und seine Augen blickten trübe. Der Graf begriff seinen Freund, er legte seinen Arm um dessen Leib und sagte herzlich: „Wie könnte ich sie je vergessen, Myjouffrow Trina, Eure liebe Schwester, ich bin ihr noch immer in treuer Zuneigung ergeben. Wie geht es der edeln, stillen Seele?"

„Nun," meinte der Jonkherr, sich zu einem Lächeln zwingend, „es geht ihr gut, das heißt so gut, wie es einem alten Mädchen eben gehen kann, das ihr Herz an einen Mann gehängt hat, der nicht vermochte, ihre Liebe anders als durch eine treue Zuneigung aus etwas weiter Entfernung zu erwiedern!"

„Hat mich die gute Trina wirklich geliebt, Willem Mauritz?" fragte der Graf traurig.

„Ja, Ludovic, und sie liebt Euch noch," versetzte van der Dillen, „und sie liebt Euch noch, und wenn Ihr morgen nach Drenthe kommt, oder in zehn Jahren, oder in zwanzig Jahren, die treue Trina ist immer noch da, und stets bereit, Euch die weiße Hand zu reichen, die alljährlich runder und fetter wird. Sie grämt sich, meine gute Schwester, sie führt ein ein=

sames freudloses Leben, aber sie klagt nie, und ich glaube, sie liebt Euch von Jahr zu Jahr mehr!"

„Gute, liebe Trina!" seufzte der Graf.

„Aber, sagt mir, wollt Ihr den französischen Baron sprechen, Ludovic, wann und wo?" fragte van der Dillen, die Erinnerung an die einsame Schwester in Drenthe abwerfend, und wieder in das Leben und die Gegenwart zurückkehrend.

„Nun, Willem Mauritz, mein guter Freund und Kumpan," sagte der Graf, „wißt Ihr es einzurichten, daß ich den Baron in dieser Nacht auf seinem Zimmer sprechen kann, so will ich Euch dafür dankbar sein, ich denke, ich werde mit diesem Manne reden können!"

„Das läßt sich machen," meinte der Agent des Hauses Oranien, „ich sehe den Baron heut Abend in der Burg, wo soll ich Euch abholen, Ludovic?"

„In der Burg selbst bei dem russischen General Fürsten Wassiltschikoff werde ich Euch von Mitternacht ab erwarten."

„Gut, nun aber laßt uns essen, Herr Bruder, wenn auch kein Moorhuhn aus Drenthe auf den Tisch kommen wird."

Die Herren gingen in ein anstoßendes Gemach, wo ihr Diner bereits servirt war.

Am Abend desselben Tages war eines jener glänzenden Ballfeste auf der Wiener Hofburg, welche dem Fürsten von Ligne Veranlassung zu dem Wortspiel gaben: „Le congrès ne marche pas mais il danse.“

Der große Saal prunkte in einer feenhaften Erleuchtung, er war von einer halbkreisförmigen Gallerie umgeben, durch welche man in die Nebensäle ging, in denen das Souper arrangirt war. Auf amphitheatralisch sich erhebenden Estraden hatten die Damen Platz genommen, nur wenige im Domino, die meisten in Charaktermasken. Es war ein zauberischer Anblick, diese Fülle, diese Ueberfülle von Schönheit, diese Armee von jungen Schönheiten, von denen Jede geschmückt war, wie es der Art ihrer Reize am vortheilhaftesten erschien. Alle Völker und alle Perioden der Geschichte waren in den reichen und gewählten Costümen dieser Damen vertreten. In diesem Hauptsaale spielten die Musikcorps in angemessenen Pausen Polonaisen und Walzer, während in zwei nicht minder lichtstrahlenden Nebensälen Menuett-Touren kunstreich ernsthaft aus-

geführt wurden. Wien war damals, wie der geistreiche Fürst von Ligne sagte, eine Art Auszug von Europa, dieses Ballfest in der Hofburg war wieder ein Auszug aus Wien.

Nicht vorher und auch nicht nachher bis jetzt war der Welt ein gleicher oder auch nur ähnlicher Anblick geboten, wie im Redoutensaal der Wiener Hofburg während des Congresses. Diese Menge von maskirten und nicht maskirten Leuten, von denen die meisten eine Berühmtheit wenigstens ihres Landes waren, von denen viele ihrem Namen eine europäische Berühmtheit durch Feder oder Schwert verschafft, unter denen sich fast alle regierenden Fürsten Europa's und die Prinzessinnen so wie die Prinzen ihrer Familien zu verlieren schienen, aber doch Jeder für sich immer die Mittelpunkte größerer und kleinerer Kreise bildete.

Was wollte das Erfurter Parterre der Könige besagen gegen diesen Anblick!

Haus Oesterreich hat nie größere Tage gehabt, ganz Europa war bei ihm zu Gaste.

In diesem Lichtmeer voll strahlender Schönheiten und souverainen Gedränges begegneten sich zwei Bekannte; sie waren sich alte Bekannte, weil sie sich

einige Wochen zuvor in Paris ein paar Mal gesehen.

Hat man sich anderswo ziemlich oft gesehen und findet sich in Paris wieder, so kennt man sich gar nicht oder kaum, aber hat man sich in Paris kennen gelernt, so ist man überall in der Welt, wo man sich wiederfindet, wenigstens ein alter Bekannter, wo nicht gar ein Freund. Paris verbindet durch ein magisches Band Alle, die je auf seinen tausend Altären gemeinschaftlich geopfert haben, das war einst eine volle Wahrheit, 1815 noch, jetzt ist's vielleicht kaum noch eine halbe.

Der Rittmeister von Krummensee, der sich seit einigen Tagen dienstlich zu Wien befindet, hat den Baron von Raucourt, der, sein Glas in der Hand, müßig durch die Säle schlendert, gefunden und ist von ihm mit mehr Wärme aufgenommen worden, als sonst in der Art des prinzlichen Maitre d'Hotel lag. Aber der Baron fand ein Bedürfniß, so ungern er's merken ließ, den Mentor in gewissem Sinne jüngern Männern gegenüber zu spielen. Und er hatte in Wien wenig Bekanntschaft in der jüngeren Männerwelt. Er führte in angenehmem Geplauder, das er vortrefflich zu hand-

haben verstand, den preußischen Offizier neben sich her, bis er einen bequemen Sessel an einer Stelle fand, von welcher aus er den ganzen Saal übersehen konnte. Da ließ er sich nieder und sagte zu Krummensee, der hingerissen von dem anmuthigen Geplauder neben ihm stehen geblieben war: „Nun, mein Herr Preuße, werde ich Ihnen die Hauptpersonen des Dramas zeigen, welches hier gespielt wird, der Vorhang ist aufgezogen, betrachten Sie mich gefälligst als Ihren Theaterzettel, Sie sehen eine Person, finden ihr Spiel gut, interessiren sich für sie, Sie wollen wissen, wer so gut den Türken dort zum Beispiel darstellt, Sie blicken in Ihren Zettel, das heißt, Sie fragen mich und ich sage Ihnen, diesen braunen Pascha spielt der Ritter Labrador, der Gesandte des katholischen Königs von Spanien und Indien. Sie können es nicht bequemer haben, mein Herr, und Bequemlichkeit, ich sage es Ihnen, ist ein gut Ding, nämlich, wenn sie nicht übertrieben wird."

Dabei streckte sich der Baron so behaglich in seinen Sessel, als die gute Sitte irgend zuließ.

Krummensee faßte einen Stuhl, der in diesem Au-

genblick leer wurde, und schob ihn dicht neben den des Barons.

„Ich bin ein gelehriger Schüler, Herr Baron!" sagte er sich niederlassend.

„Gut," antwortete dieser, „man pflegt beim Schauspiel zu sitzen, doch sehen Sie da, Kaiser Alexander von Rußland in seiner eleganten Haltung mit dem halb freundlichen, halb traurigen Lächeln, es ist ein ganz seltsames Gesicht, nicht schön und doch voll Anmuth —"

„Wer ist der schöne junge Mann, den der Kaiser am Arme führt?" fragte Krummensee.

„Die Antwort ist schwer," antwortete der Baron langsam, „ich will Ihnen erst sagen, wer der schöne junge Mann war; zuerst war er der Vicomte Eugen Rose von Beauharnais, der Sproß einer unserer edeln und vornehmen Familien; dann wurde er der Stiefsohn des Generals und Consuls Bonaparte, dann ein kaiserlicher Prinz der Franzosen und Vicekönig von Italien; er ist der einzige französische Edelmann, dem man es verzeihen muß, daß er dem Kaiser Napoleon gedient hat, obgleich es göttlich wäre, wenn er es nicht

gethan hätte. Hier zum Congreß kam er lediglich in seiner Eigenschaft als Schwiegersohn des Königs von Baiern, aber er ist jetzt hier als Freund des Kaisers Alexander. Es giebt Leute, welche an diese Freundschaft glauben, ich kann wenigstens nicht an derselben zweifeln. Die hohe, edle Gestalt dort ist Ihnen wohl bekannter, als mir, es ist Ihr König und Herr, aber die schöne Neapolitanerin mit den runden Schultern, die er führt, es ist Oesterreichs Kaiserin; wie anmuthig sie sich bewegt, und in dem Antlitz Ihres Königs ändert sich kein Zug. Ich begreife jetzt, welche Frau Ihre Königin Louise gewesen sein muß!"

Das offene Gesicht da mit dem lachenden Munde und dem wohlwollenden Blicke gehört dem Könige von Baiern; er sagte mir vor einigen Tagen, daß er sich noch mit Vergnügen der Zeit erinnere, wo er als Oberst in der Armee des königlichen Frankreichs gedient. Wenn ihn seine Unterthanen so lieben, und ich zweifle nicht daran, wie einst die Soldaten seines französischen Regiments ihren Obersten liebten, so ist er ein sehr glücklicher König. Er stand zu Straßburg in Garnison."

Der Baron war, einmal in's Sprechen gerathen, unerschöpflich.

„Sehen Sie den kleinen, blassen Herrn mit der gewaltigen Adlernase und dem weißblonden Haar? Das ist der absoluteste Monarch Europa's, der König Friedrich von Dänemark. Er war nicht recht gern gesehen eigentlich, als er ankam; Monsieur Bernadotte, nunmehr Schwedens Kronprinz, hatte ihm keine besondern Dienste geleistet, aber die Offenheit seines Charakters und der Reiz seines Umgangs haben dem dänischen Könige alle Herzen gewonnen. Er ist immer fröhlich und in seinen Entgegnungen glücklich, wie ein Franzose, entschuldigen Sie!"

Der Rittmeister lachte über diesen unwillkürlichen Ausbruch der französischen Nationaleitelkeit.

„Da haben Sie den großartigsten Gastgeber der Welt, den Kaiser von Oesterreich im venetianischen Ueberwurf," fuhr der Baron unverwüstlich fort, „er hat ein gutes Gesicht, dieser Kaiser, es ist Race darin, er ist nicht schön, aber doch edel, ich mag solche Gesichter wohl sehen. Der dunkle Berg hier ist der König von Würtemberg im schwarzen Domino; es

muß seine Unbequemlichkeit haben, so stark zu sein; sein Sohn geht neben ihm her, der Kronprinz. Die alte corpulente Majestät soll ein wenig despotisch sein; der Sohn ginge wohl lieber zur Großherzogin von Oldenburg, der schönsten Schwester des Kaisers Alexander; die Liebe des Kronprinzen zu ihr ist ein Geheimniß, das er allein noch für ein solches hält. Ein wahrhafter Roman. Der Kronprinz ist Held und Feldherr, und sie die herrlichste Frau, ganz romantisch. Da haben Sie den schönsten Kopf des Congresses: es ist der Prinz Carl von Baiern, zweiter Sohn dieses guten Königs Max. Oh, sehen Sie, diese schöne Dame, es ist die Erzherzogin Beatrice! Das sind die Töchter des englischen Admirals Sir Sidney Smith. Kennen Sie diese große blonde Schönheit mit wahrhaft blendendem Teint, die Gräfin Zamoiska, eine Tochter des Hauses Czartoryski. Hier ist die Gräfin Therese Apponyi mit ihrem hohen Wuchs und ihren ausdrucksvollen Augen. Welche sanfte Seele in dem regelmäßigen schönen Gesichte der Fürstin Lichtenstein dort; diese ernste, stolze Schönheit ist die Prinzeß von Hessen-Philippsthal."

Der Franzose regte sich und wurde mächtig in dem Baron, er vergaß sein Phlegma, er begeisterte sich, er wurde ganz Feuer und Flamme, seine Erklärungen wurden immer rapider in dieser berauschenden Atmosphäre von Schönheit, Licht und Blumenduft.

Der Rittmeister vermochte seines Mentors Erklärungen nicht mehr zu folgen, denn es schwindelte ihn selbst beim Anblick dieser Fluth von hinreißend schönen Frauen, die alle von Blumen und Diamanten strahlend, durch die unwiderstehliche Musik fortgezogen, auf den Arm ihrer Tänzer sich lehnend, leuchtenden Meteoren gleich. Die glänzende Seide, die duftige Gaze ihrer Kleidung folgte jeder Bewegung und zeichnete lieblich wogende Wellenlinien, und endlich diese Art von Glückseligkeit, welche von den reizenden Gesichtern strahlte, wenn die Ermüdung sie nöthigte den Reigen zu verlassen und auf der Estrade Erholung zu suchen!

Der Baron war noch immer in voller Declamation und Action, obgleich der Rittmeister schon lange nicht mehr auf ihn hörte, als der Jonkherr van der Dillen leise seine Schulter berührte und ihn flüsternd fragte:

„Kann ich die Ehre haben, den Herrn Baron noch in dieser Nacht zu sprechen?"

Es gab sich ein seltsamer Mißmuth kund in dem Angesicht des Barons, er war jäh aus einem reizenden Traume geweckt, doch faßte er sich schnell und versuchte ein verbindliches Lächeln, dessen Gelingen ihm seine ganze Gewalt über sich selbst wieder gab, er verbeugte sich und fragte höflich: „Wann befehlen Sie, mein Herr, ich bin immer zu Ihrem Dienst!"

„Der Herr Baron scheinen sich hier nicht zu mißfallen —" meinte der Holländer zögernd.

„Wie wäre das auch möglich; ach! auch ich war einst ein eifriger Tänzer!" versicherte der Baron.

Das mißtrauische Lächeln, mit welchem der Jonkherr diese Mittheilung aufnahm, bewies dem Baron, daß er seinen Zweck vollkommen erreicht hatte.

„Nun," flüsterte van der Dillen mit ziemlich lauter Stimme, denn die Pauken und Trompeten wirbelten und schmetterten den Tusch, „würde ich dem Herrn Baron nach ein Uhr aufwarten dürfen in seiner Wohnung?"

„Entschuldigung," entgegnete Raucourt mit seinem

gewöhnlichen Phlegma, „nach zwei Uhr, wenn ich bitten darf, von zwei Uhr ab bin ich ganz zu Dienst, vorher —"

„Ich bitte, es genügt," erwiderte Dillen, „zwei Uhr!" dann entfernte er sich leicht grüßend.

Nach dem Souper brachte Raucourt mit großer Gefälligkeit in seinem Wagen den preußischen Rittmeister nach dessen Wohnung und fuhr dann nach Hause.

Er hatte sich schon umgekleidet und eine bequeme Toilette gemacht, als es zwei Uhr schlug.

Langsam zündete er die Spiritusflamme an und wärmte sich an derselben, denn es war ziemlich kalt, eine Tasse voll Bordeauxwein, den er leicht mit Muscatnuß versetzte; so erwartete er den Besuch des holländischen Edelmannes, innerlich triumphirend, daß er sich in seinen Berechnungen nicht getäuscht. Er wußte ja, daß ihm der Holländer kommen mußte, indessen hatte er ihn so bald doch nicht erwartet.

Sein Wein war noch nicht warm, als ihm sein Diener zwei Herren meldete; er nickte, obgleich er einigermaßen verwundert war, daß zwei Herren angemeldet wurden, und erhob sich.

Herr van der Dillen trat mit seinem Freunde ein. —

„Entschuldigen Sie, Herr von Raucourt,“ nahm der Jonkherr das Wort, „daß ich mir erlaube, Ihnen einen Edelmann vorzustehen, dessen Besuch —“

„Laßt das, Willem Mauritz,“ unterbrach der Graf vortretend, „die Zeit ist kostbar, Sie haben Geschäfte mit mir, Herr Baron, ich bin der Graf Vavel de Versey!“

In seiner Ueberraschung, denn dessen hatte er sich nicht versehen, wußte Raucourt nichts Besseres zu thun, als sich zu verbeugen und dann den Herren Stühle zu präsentiren.

„Haben Sie, mein Herr! einen Grund,“ nahm der Graf wieder das Wort, „zu wünschen, daß mein Freund, der edle Herr van der Dillen, unserem Gespräch nicht beiwohne, so sprechen Sie frei; ich für meine Person habe Grund, seine Gegenwart zu wünschen, übrigens kennt er das Geheimniß, um welches es sich hier handeln wird, genau.“

„Ich bitte, mein Herr Graf,“ entgegnete der Baron mit vollkommener Ruhe, „Sie haben zu be-

stimmen, denn es ist nur eine Gunst, welche Sie mir erzeigen, wenn Sie meine Fragen beantworten."

„So beginnen wir denn!" sagte der Graf mit seiner ernsten, tiefen Stimme.

Zweites Kapitel.

Die Diplomaten im Salon der Fürstin Bagrathion.

Metellus: „Gewinnt ihn ja für uns. Sein Silberhaar
Wird eine gute Meinung uns erkaufen
Und Stimmen werben, unser Werk zu preisen.
Sein Urtheil habe uns're Hand gelenkt,
So wird es heißen; uns're Hastigkeit
Und Jugend wird im mind'sten nicht erscheinen,
Von seinem würd'gen Ansehn ganz bedeckt."
Brutus: „O nennt ihn nicht! Laßt uns ihm nichts eröffnen,
Denn niemals tritt er einer Sache bei,
Wenn And're sie erdacht."
Cassius: „So laßt ihn weg!"
Casca: „'s ist wahr, er paßt auch nicht."
Decius: „Wird Niemand sonst, als Cäsar, angetastet?"
(Shakespeare.)

Da ist eine Reihe der elegantesten Gemächer, die sich unter einander nur dadurch unterscheiden, daß in diesem die Fülle der seltensten Blumen ihre Farbenpracht in dem blendenden Licht von hundert Kerzen

entfaltet, während in jenem das Licht sich scheu zurückzuziehen scheint hinter das Dunkel der grünen Blätter, unter die riesigen Glocken und Dolden, in die geheimnißvollen Kelche der ausländischen Wunderblumen, die mitten im deutschen Winter ein südländisches Feenreich heraufgezaubert haben vor die staunenden Augen.

Und die Gäste, die sich in diesem zauberischen Aufenthalt bewegen! Die schönsten Frauen, prächtiger wie die datura fastuosa, schöner wie die königliche Rose und edler als die Lilie! Die lieblichsten Fräulein, in Reiz, Frische, Jugendblüthe und Anmuth wetteifernd mit Allem, was das Pflanzenreich als seinen kostbarsten Schmuck hieher geliefert hat aus allen Zonen. Monarchen und Minister, Souveraine und Staatsmänner, Fürsten und Fürstendiener, Gesandte und Generale; welch eine Gesellschaft!

Da prunkt britische Pracht, an ihr Spitze Lady Castlereagh, die junonische Schönheit, auf der breiten Stirn um das Haar, wie ein Fürsten-Diadem, das in Brillanten funkelnde Knieband von Sanct Georg ihres Gemahls; dort leuchtet polnische Eleganz neben französischer Grazie, während die deutsche Frische, die edle Einfachheit der deutschen Schönheit jeder anderen

Nation und allen zusammen mit Erfolg den Rang streitig macht.

Und die Männer sind hier nicht weniger prächtig geschmückt wie die Damen. Große Ordensbänder und Sterne aller Art, die Feuersteinkette vom goldenen Bließ neben dem breiten Orangebande des preußischen schwarzen Adlers, das französische blaue Band vom heiligen Geist, das russische vom heiligen Andreas und das britische vom heiligen Georg in einer Reihe neben einander, der polnische weiße Adler und der brandenburgische rothe auf einer Brust; der dänische Elephant neben dem niederländischen Löwen, der schwedische Nordstern funkelnd neben der schottischen Distel, Maltheserkreuze aus der alten eisernen Zeit und preußische eiserne Kreuze aus der neuesten blutigen Zeit; Thurm- und Schwert-Ritter aus dem fernen Lusitanien neben St. Georg- und Wladimir-Rittern von nahen Schlachtfeldern. Die Ketten der spanischen Hidalgos von Alcantara, Calatrava, Montesa und Santiago neben den österreichischen Maria Theresia-Kreuzen und der Fridericianischen, mit Blut erkauften blauen Emaille des preußischen Pour le mérite-Ordens.

Eine solche Gesellschaft gab es bisher nur ein Mal in der Geschichte — zu Wien im Jahre 1815.

Und die Wirthin, welche in diesen feenhaft geschmückten Räumen dem versammelten Europa die Honneurs macht? Dort steht sie, in dem Zwischenzimmer, die Dame in weißem Atlas — oh! wie schön sie ist! die Fürstin Bagrathion, des russischen Feldmarschalls Gemahlin, mit ihrem jugendlichen Antlitz, weiß und glatt wie Alabaster, leicht rosenroth angehaucht, zarte Züge, eine sanfte, leicht erregbare Physiognomie voll Leben, mit einem Blick, dem die Kurzsichtigkeit etwas Schüchternes giebt; eine Gestalt von mittlerer Größe, leicht und zierlich gebaut, orientalische Weichheit mit andalusischer Grazie gepaart. Das ist die schöne Bagrathion, die mit ihrer aristokratischen Ungezwungenheit und ihren artigen Formen in der Damenwelt des Wiener Congresses die russische Diplomatie vertritt.

Mit ihr plaudert ein Cavalier mit grauem leicht gelocktem Haar um die weit zurückspringende Stirn, die nur ein wenig zu flach ist, um ganz schön zu sein; sie bildet einen stumpfen Winkel mit der kräftig hervortretenden Nase, ein verbindliches Lächeln schwebt

um die schmalen Lippen des feinen Mundes. Die Züge sind durchgearbeitet und etwas schlaff in der untern Partie, die Augen unter hohen Braunen sind groß und klug. Der Mann trägt seinen Kopf wie ein Mann von Race, hoch aufgerichtet in dem hohen steifen und reichgestickten, vorn schief ausgeschnittenen Kragen seiner Uniform. Die goldenen Epauletten hängen etwas nach vorn. Der Stern vom preußischen Schwarzen Adler-Orden leuchtet unter dem breiten Orange-Bande, darunter das achteckige Linnen-Kreuz der Johanniter; an dem obersten Knopf der Uniform fast am Halse hängt das eiserne Großkreuz am weißen Bande; in den kurzen Beinkleidern, in Schuhen und Strümpfen, man bemerkt, daß sich der alte Herr die eleganten Formen der Jugend erhalten hat, es ist der Staatskanzler des Königs von Preußen, Fürst August von Hardenberg.

„Eine wahre Ovation hat man Sr. Gnaden bereitet gestern," erzählt die Fürstin lebhaft, „ich bedauerte gleich Ihre Abwesenheit, mein Fürst!"

„Madame haben mich vermißt, das könnte mich stolz machen —" schaltete Hardenberg galant ein.

„Eitel allenfalls, nicht stolz, höchstens ein wenig

eitel," versetzte die Fürstin und fuhr fort: „die höchsten Herrschaften erhuben sich Alle und eilten ihm entgegen. Ich begreife das; hier ist er zwar nur ein britischer Diplomat mehr, und wir haben eigentlich deren genug hier, Castlereagh, ein Lord, Clancarty, zwei Lords, Cathcart, drei Lords, und Sir Charles Stewart in seiner Husaren-Uniform, vier Lords —" die Fürstin zählte an ihren kleinen niedlichen Fingern, „nun haben wir fünf mit Sr. Gnaden von Wellington; ich begreife wie gesagt, die Zuvorkommenheit der höchsten Herrschaften, denn er ist ein berühmter Feldherr, aber ich begreife eins doch nicht, mein Fürst!"

„Sie machen mich neugierig, Madame, in der That!" sagte Hardenberg, als die Fürstin schwieg, „dürfte ich bitten?"

„Ich glaube Ihnen, daß Sie neugierig sind," lächelte die Fürstin, „Sie sind ja Diplomat und noch dazu der einer großen Macht, aber ernsthaft, ich begreife das Gesicht Sr. Gnaden von Wellington nicht! Wissen Sie, wie er aussah, als er in den Saal trat? Nun, als wollte er sagen: Europa hat auf den Herzog von Wellington gewartet, der Herzog von Wellington

hätte Europa noch länger warten lassen können, aber er ist so freundlich, jetzt zu erscheinen!"

„Oh! Madame sind grausam gegen den armen Herzog!" lächelte Hardenberg.

„Nein, nein!" rief die Dame lebhaft, „sein Gesicht änderte sich nicht einen Moment, selbst nicht bei den huldreichsten Worten der Souveraine, ich begreife das nicht!"

„Er ist der huldreichen Worte gewohnt aus hohem Munde, Madame," nahm Hardenberg das Wort, „ich habe ihn in England gesehen, es ist eine Art von Manie in diesen kalten Britten für ihren Helden!"

„Ich habe noch niemals Engländer in Enthusiasmus gesehen," versicherte die Fürstin und setzte naiv hinzu, „aber sie müssen schrecklich sein darin!"

Der Fürst lachte leise und fuhr fort: „Denken Sie sich, daß dieser arme Herzog seine Wohnung nicht verlassen kann, ohne stets einen Haufen von Leuten um sich zu haben, der ihn mit englischer Energie umjubelt; so wie er in das Theater tritt, muß das Orchester die Arie spielen: Seht ihn kommen den Helden 2c., die das Publikum mitsingt, dann folgt das: Gott segne den König! und zuletzt ein allgemeines mehrfach

wiederholtes betäubendes Jubelgeschrei. Alles zu des Herzogs Ehre, so feiert England seine Helden!"

„Jetzt begreife ich," meinte die Fürstin, anmuthig ihr Haupt neigend, „wissen Sie, der arme Herzog ist taub, oder wenigstens harthörig, das ist die Folge dieses englischen Jubelgeschreis, jetzt begreife ich Alles, Seiner Gnaden Ohren sind eben so schwach wie meine schönen Augen —"

„Und diese schönen Augen sehen doch so scharf!" warf der Fürst hin.

„Oh! ich habe ein gutes Glas!" entgegnete die Fürstin.

In dem Augenblick trat zu den Beiden ein Herr mit großen leuchtenden Augen in dem mächtigen Gesicht und lockigem Haar um die gedankenvolle Stirn, Festigkeit und Unabhängigkeit verriethen sich in seinem Auftreten gleich, als er mit klingender Stimme die Fürstin anredete. Und dennoch mochte es dem schärferen Beobachter nicht entgehen, daß aus diesen festen, freien Zügen doch eine gewisse schwärmerische Unklarheit zuweilen auftauchte, daß in dem Feuer dieses Auges eine Leidenschaftlichkeit funkelte, welche an die Menschen er-

innert, die durch ihre Einseitigkeit groß geworden sind in der Geschichte.

Dieser Herr war der Reichsfreiherr von und zum Stein.

„Wen suchen Sie, Madame?“ fragte der Fürst von Hardenberg, als nach kurzem Gespräch mit dem Freiherrn von Stein die Fürstin ihr Glas an die Augen brachte und sich umsah.

„Oh!“ erwiederte diese lächelnd, „dort steht Baron von Humboldt, und drüben im Spiegel beobachtet mich die Fürstin Esterhazy mit der schönen Gräfin Edmond Talleyrand-Perigord; es wäre köstlich, wenn Herr von Humboldt jetzt zu uns träte, denn ich wäre dann sicher, daß man morgen in den österreichisch-französischen Kreisen sagen würde, ich hätte mit den Bevollmächtigten Preußens eine Unterredung gehabt, Preußen und Rußland schlössen sich immer enger an einander!“

„Und man hätte Recht, das zu sagen,“ entgegnete der Freiherr von Stein ernst, „Preußen und Rußland bilden eine natürliche Gruppe, überall, wo eine Scheidung ernsthaft eintritt, werden Preußen und Rußland auf die andere Seite treten, wenn Frankreich und

Oesterreich auf der einen stehen, leider geht der Riß, der also quer durch mein deutsches Vaterland läuft, auch mitten durch manches edle deutsche Herz!"

„Von ganzer Seele stimme ich mit Ihnen überein, Herr Baron," nahm der Staatskanzler lebhaft das Wort, „aber über den Riß, der durch Deutschland geht, führen viele und schöne Brücken, auch wird ja Oesterreichs deutscher Sinn nicht leiden, daß es öfter mit Frankreich auf eine Seite tritt und uns zwingt, mit Rußland ihm feindlich gegenüber zu stehen!"

„Viele und schöne Brücken!" wiederholte Stein und sah den Fürsten von Hardenberg durchdringend an, dann sagte er leise: „Geistige Brücken, ja, Durchlaucht, und wer solche Brücken recht viele schlägt, der ist in der schönsten Bedeutung des Wortes der Pontifex maximus deutschen Geistes."

„Oh! nun reden Sie gar lateinisch!" klagte die Fürstin, lieblich schmollend.

„Pontifex," erklärte der Fürst von Hardenberg gefällig, „heißt sowohl Brückenbauer als Oberpriester, es ist ein schönes Wortspiel des Herrn Barons von Stein!"

Eben näherte sich Baron von Humboldt, das glatt

rasirte Gesicht mit dem dünnen Haar und den hellen forschenden Augen etwas vorwärts geneigt, der Gruppe und die schöne Fürstin hätte fast ihren Wunsch in Erfüllung gehen sehen, die ganze preußische Congreßgesandtschaft, zu welcher indessen der Freiherr von Stein eigentlich nicht gehörte, um sich zu haben, als sich eine ganze Woge hoher russischer Diplomatie zwischen sie und Humboldt warf. Da war der würdevolle feierliche Fürst Wolkonsky, der elegante Gesandte Rußlands beim Wiener Hofe, Graf Razumoffsky, der feine zurückhaltende Graf Robert Nesselrode, der sichere, etwas laute Graf Pozzo di Borgo, Napoleons Landsmann von der Insel Corsika und sein bitterster Feind zugleich — im Augenblick blitzte und funkelte es um die Fürstin von Sternen und Diamanten, fröhliches Geplauder, trat im selben Moment an die Stelle des Gespräches, das eben eine so ernste Wendung genommen, und die Herren beeilten sich, der Fürstin die neuesten Scherze des Oberkammerherrn Narischkin mitzutheilen, dessen witziger Kopf den Congreß täglich mit einer Anzahl von Bonmots versorgte.

An der Spitze dieses flimmernden Zuges von Herren, denen sich Baron von Humboldt, mehrere

Generale und noch einige Andere angeschlossen hatten, kehrte die Fürstin in den ovalrunden Salon zurück, wo die Crême ihrer Gesellschaft versammelt war.

Da saß neben dem Kaiser Rußlands eine Dame, welche man die Vertreterin der preußischen Politik auf dem Congresse nannte, halb im Scherz und halb im Ernst, wie die Fürstin Bagrathion für die der russischen galt. Die Dame war die Fürstin von Thurn und Taxis, und wer ein preußisches Herz in der Brust trug, dem mußte es höher schlagen bei ihrem Anblick, denn sie war ja die Schwester der unvergeßlichen Königin Louise. Mit hohem Geist und großer Schönheit begabt, einer Schönheit, die nur von der ihrer Schwester, der Königin, übertroffen wurde, zeigte sie so viel Reiz und so viel Würde zugleich, daß ihr selbst auf diesem Congreß allgemein eine Huldigung zu Theil wurde, wie keiner andern Dame außer ihr.

Hinter dem Stuhl seines kaiserlichen Bruders stand der Großfürst Constantin — er zeigte sich gern auch äußerlich in seiner Eigenschaft als erster Unterthan des Czaren.

Der König Friedrich Wilhelm von Preußen unterhielt sich mit einem jungen Prinzen von Reuß, und

der russische Fürst Kosloffsky, der in der Nähe stand, verwendete kein Auge von den Sprechenden; Fürst Metternich trat zu ihm und begann lächelnd: „Sie beobachten Se. Preußische Majestät so scharf, mein Fürst, daß man glauben sollte, Sie möchten gern wissen, wovon der König sich mit dem Prinzen unterhält, ich kann Ihnen dienen, der König erkundigt sich nach einigen Verwandten des Fürsten, an denen er Antheil nimmt.“

„Es ist also keine Unterhaltung, Durchlaucht,“ entgegnete Fürst Kosloffsky, „wie die, welche der Oheim des Königs, Friedrich der Große, mit des Prinzen altem Oheim, unter dessen Civil- und Militairgouvernement wir uns gegenwärtig so wohl befinden hier in Wien, einst führte.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Metternich.

„Nun, Friedrich der Große fragte den Prinzen Reuß, den Oheim nämlich, eines Tages: Werden denn die Prinzen Ihres Hauses numerirt wie die Fiacres? Prinz Reuß antwortete ohne Besinnen: Nein, Sire, sondern wie die Könige. Von dem Tage an war Prinz Reuß in entschiedener Gunst bei dem großen Monarchen.“

„Eine prächtige Antwort, in der That," rief Metternich, „ich schätze die soliden Eigenschaften unseres trefflichen Gouverneurs; aber diese Antwort hätte ich ihm nicht zugetraut!"

Alle einzelnen Gespräche schwiegen in diesem Augenblick, denn die Gesellschaft sammelte sich in einem andern Salon um eine Tafel, welche mit reichen und geschmackvollen Gegenständen aller Art beladen war.

Es sollte eine Lotterie gezogen werden der Art, wie sie einst Ludwig der Vierzehnte aus Galanterie für seine schöne und geliebte Louise von Lavallière eingeführt hatte. Jeder Monarch lieferte einige Geschenke zu diesen Lotterieen, die mehrmals während des Congresses stattfanden, nur die Cavaliere gewannen, aber sie hatten ihren Gewinn sofort den Damen zu überreichen, denen sie ihre Huldigungen darbrachten.

Es war ein anmuthiges Bild, diese hohen Herren alle im neckischen Spiel, und bei Vielen war es mehr als Spiel, Galanterie üben zu sehen in einem Kreise so ausgezeichneter Schönheiten.

Zuerst gewann der Großfürst Constantin zwei prächtige Porcellan-Vasen, welche der König von Preußen aus seiner Berliner Manufactur hatte kommen lassen

zu diesem Zweck. Sie erregten allgemeine Bewunderung; der Großfürst bot sie der Fürstin Bagrathion dar, die deren Schönheit mit fast kindlicher Fröhlichkeit bewunderte, aber sich so wenig um den hohen Geber bekümmerte, als sich irgend mit der Ehrfurcht vor dem kaiserlichen Hause vertrug.

Großfürst Constantin war in der That weder schön noch geistreich, er hatte nichts, was ihn einer Dame, wie dieser Bagrathion, gerade angenehm machen konnte, obwohl er nicht ohne gute Eigenschaften und keineswegs das Zerrbild war, zu dem ihn die liberalen Polenfreunde gemacht haben.

Der immer heitere König von Baiern, ein gekrönter Chevalier, fand mit seinem kleinen Mosaikkästchen eine weit bessere Aufnahme bei der Fürstin Marie Esterhazy, und Graf Capo d'Istrias, damals russischer Minister, der später als Regent Griechenlands unter einem Meuchlerdolche fallen sollte, erfreute die Fürstin Wolkonsky mit seinem Gewinne, einem kleinen Koffer von point d'acier.

Ein anderer Grieche stand neben Capo d'Istrias, Fürst Alexander Ypsilanti mit seinen träumerischen

Augen, er gewann eine Marderpelz-Palatine, welche er die Fürstin Suwarow anzunehmen bat.

Aller Augen richteten sich auf den Kaiser Alexander, der zwei kleine Bronzeleuchter in der Hand hielt, die er so eben gewonnen — mehr als ein schöner Busen hob sich in Erwartung, zwanzig Paar glänzender Augen ruhten auf dem mächtigen Herrn. Der Kaiser ging mit seinen Leuchtern zu einer kleinen, aber allerdings sehr hübschen französischen Schauspielerin, welche unter Protection der Fürstin Bagrathion stand und kurz zuvor die Ehre gehabt hatte, dem Kaiser und der ganzen hohen Gesellschaft durch den meisterhaften Vortrag einiger Scenen aus „Zaire" und „Athalie" einen hohen Genuß zu bereiten.

„In der That," sagte der Prinz von Lambesc, der letzte Sprößling des hochberühmten Hauses der lothringischen Guisen, der sich seit 1789 mit Urlaub des Königs von Frankreich in österreichischen Kriegsdiensten befand, zu einem ungarischen Magnaten, der neben ihm stand, „in der That, die Geschenke, welche der russische Kaiser hier macht, werden keine große Bresche legen in den kaiserlichen Schatz. Die Leuchter sind vielleicht ein Paar Louisd'or werth; und das ist noch viel, denn

eigentlich läßt sich Kaiser Alexander lieber von den Damen beschenken, die er liebt, als daß er ihnen giebt. Wissen Sie, daß alle Wäsche, welche der Kaiser trägt, von den schönen Händen der Fürstin Narischkin genäht ist? Möchte er die Arbeit zum Geschenk nehmen, aber er zahlt auch nie den Preis für den Stoff zurück. Die reizende Narischkin hat es oft genug selbst erzählt. Ja, lieber Graf, da wird so viel von Ludwig dem Vierzehnten hier gesprochen, bei jeder Gelegenheit wird er citirt, aber es ist doch so ganz anders. In der That, diese Leuchter sind gewiß hübsch, aber ich sehe hier Nichts, was den Armbändern in Diamanten gleichkommt, welche Ludwig der Vierzehnte in der Lotterie bei Madame gewann und dann der rosigen Lavallière darbot."

Der Prinz von Lothringen, der Letzte vom Stamme des Balafré, hing mit einer unbegrenzten Liebe am alten Frankreich, diese Liebe machte ihn unzufrieden mit Allem, was hier vorging. Bekanntlich hatte der Prinz von Lambesc 1789 den ersten Degen gezogen für das französische Königthum und das Pariser Gesindel mit dem Regiment Royal-Allemand auseinandergestäubt; der gute König Ludwig XVI., der

durchaus kein Blut vergießen wollte, der für ihn die Rache des Volkes fürchtete, schickte ihn ins Ausland und gab ihm Urlaub. Der Prinz trat in die Kriegsdienste des ihm verwandten Erzhauses, aber auch in kaiserlicher Uniform war er immer nur ein französischer Royalist auf Urlaub.

Uebrigens repräsentirte er nicht allein die Unzufriedenheit in dem Salon, ein alter vornehmer Russe gesellte sich zu ihm und sagte in der Voraussetzung, daß der Prinz ganz entzückt von den Festen des Congresses sei: „Ja, das ist Alles, Alles sehr geschmackvoll, aber was ist es weiter? Ha! ich habe die Feste noch gesehen, die Potemkin nach der Einnahme von Otschakoff der Kaiserin Katharina im taurischen Pallast gab. Da hatten wir auch eine Lotterie, aber nicht der Zufall allein vertheilte da die Gaben des Glückes; die Geschicklichkeit galt auch etwas; im Ballsaale war eine lange Reihe von Marmorsäulen aufgerichtet, die mit Guirlanden von Kleinodien und losen Juwelen umwunden waren, und nun war der Tanz so eingerichtet, daß die tanzenden Paare nahe an den Säulen vorüber kamen, da war es denn die Aufgabe des Herrn, ohne im Tanze inne zu halten, eine Beute zu erjagen,

ein Kleinod loszureißen von einer Säule und seine Dame damit zu beschenken!"

„Das ist doch ein wenig asiatisch!" meinte Prinz Lambesc, überlegen lächelnd.

„Asiatisch," versetzte der Russe gleichmüthig, „das mag sein, aber ich kann Ihnen versichern, mein Prinz, daß es den Damen sehr gefiel!"

„Das glaube ich Ihnen ohne Versicherung!" lachte der Guise.

„Die ganze Welt neigt zur Kleinlichkeit und Knauserei!" murrte der Russe.

„Ungarn nicht!" vertheidigte der Magyar sein Vaterland mit flammenden Augen.

„Gut, so nehmen wir Ungarn aus," gab der Russe höflich zu, „aber Ungarn wird die Welt schwerlich in eine andere Richtung bringen."

„Das kann man doch nicht wissen!" versicherte der Magnat, indem er sich hochmüthig den Schnurrbart aufwärts drehte.

„Sie sehen aus, theurer Graf," warf der Prinz von Lothringen mit leisem Spott ein, „als hätten Sie die volle Gewißheit, daß die Ungarn einst die ganze Welt bessern würden!"

„Die Gewißheit nicht, Hoheit," erwiederte der Ungar, „aber die Hoffnung!"

„Wahrlich," sagte der Prinz, indem der Spott in seinen Zügen einer Art von Bewunderung wich, „wahrlich, Graf, ich könnte Sie beneiden um solchen Glauben."

Eine ganz andere Unterhaltung wurde wenige Schritte davon in einem Zimmer gepflogen, welches das letzte in der Reihe war; dort saß auf einem Stuhl am Kamin, eines seiner Beine über das Knie des andern geschlagen, der Fürst von Talleyrand, den Niemand mehr den Fürsten von Benevent nannte; er trug weiße Unterkleider und den Stern vom heiligen Geistorden auf dem Habit; wie immer lauerte eine Mischung von Feinheit und Cynismus in den Augen, welche in der regungslosen bleichen Maske seines Gesichtes mit dem stumpfen Glanz der Blei- und Zinnmischungen schimmerten. Herr von Talleyrand trug noch immer denselben überreichen Haarschmuck zur Schau, mit dem er sich so gerne brüstete, und unterstützte den sonoren Klang seiner Stimme durch die leichten und anmuthigen Manieren einer Gesellschaft, deren Untergang er beschleunigen half, indem er sich

zu ihren Gegnern gesellte, deren Reconstruktion er unmöglich machte, indem er sich an die Spitze ihrer Vertheidiger stellte.

Neben dem Fürsten saß ein Herr in rother Staats-Uniform mit einem hübschen fast apfelrunden frischen Gesichte, roth und weiß, den man diesem Gesicht nach für einen Jüngling halten konnte; es war der Lord Viscount Castlereagh, der britische Bevollmächtigte, er unterhielt mit Talleyrand und dem gelben Abgesandten Sr. katholischen Majestät, dem steifen, förmlichen Ritter Labrador und dem Freiherrn von Wessenberg, der auf dem Congreß den alten deutschen Reichsliberalismus mit eben so viel natürlicher Würde als kluger Resignation vertrat, eine Art von Privatgespräch, das ernst genug und bedeutend sein mochte, und obwohl ab und zu noch andere Herren, welche in der Nähe standen, oder sich den vier Stühlen näherten, ein Wort hinein warfen, von ihnen fast ausschließlich geführt wurde.

An diesem Abend zum ersten Male machten feine Beobachter die Bemerkung, daß fast überall die politische Richtung der Höfe auch die gesellschaftliche Gruppirung bestimmte, hier Franzosen und Oesterreicher,

dort Preußen und Russen; die Engländer, die bis vor Kurzem sich entschieden zu Rußland und Preußen gehalten, gingen auch in der Gesellschaft in immer größerer Anzahl zu den Franzosen und Oesterreichern über; die andern Gesandten beobachteten eine weise Zurückhaltung, bis auf einige Wenige, welche entschieden Partei nahmen und mit einer gewissen Ostentation das zu zeigen sich bemüheten.

Preußen verlangte das Königreich Sachsen, Rußland das Königreich Polen.

Beim Beginn des Congresses schien es gar keinem Zweifel zu unterliegen, daß das Verlangen beider Mächte erfüllt werden würde, England war dafür, Oesterreich wenigstens nicht dagegen, es war das Werk des Herrn von Talleyrand, er zerriß die Einigkeit der Congreßmächte.

Wenige Schritte von der Gruppe Talleyrand's standen russische und deutsche Diplomaten und Generale, sie sprachen von der Herstellung der deutschen Einheit. Graf Münster verfocht mit eben so viel Geist als Lebhaftigkeit die Herstellung eines deutschen Reiches, aber er fand nur die Zustimmung Weniger. Er kritisirte ziemlich scharf einzelne Punkte der Vor-

lage, die Preußen in Bezug auf die Herstellung einer Conföderation der deutschen Staaten hatte machen lassen. Man gab ihm die Mängel zu, aber man wollte seine Pläne zur Herstellung des deutschen Reiches nicht besser finden.

„Diese deutsche Conföderation,“ sagte Graf Münster, „ist weiter nichts als ein Bild der Uneinigkeit Deutschlands, und diese Föderations-Versammlung ist ein Ventil, durch welches eben nur verhindert wird, daß sich die einzelnen Staaten gegenseitig befehden zum Aergerniß der Welt. Sind Sie nicht meiner Ansicht?“

Graf Münster hatte sich ohne Weiteres an den Herrn mit dieser Frage gewandt, der ihm am nächsten stand.

„Entschuldigen Sie mich, Herr Graf, ich bin für diesen Fall ohne Instruction!“ entgegnete dieser höflich.

Es war der portugiesische Herzog von Palmella, ein fast schwarzbrauner Diplomat, dessen ungeheures Jabot der Gegenstand unzähliger Scherze war.

Die Umstehenden lächelten, besonders als Graf Münster in seinem Eifer sich an den Nebenmann des

Portugiesen wenden wollte, dieser aber ihm zuvor kam und mit leichter Verbeugung erklärte: „Schweden befindet sich in gleicher Lage wie Portugal!"

Lachend und doch verdrießlich richtete Graf Münster seine Frage an einen Dritten.

Dieses Mal hatte er einen Deutschen getroffen, aber nicht einen Mann seiner Meinung, es war der hessische Gesandte, der ihm mit ganz undiplomatischer Offenherzigkeit und einem Anflug von Aerger antwortete: „Ich hatte bereits zwei Mal die Ehre, dem Herrn Grafen zu erklären, daß der Kurfürst, mein Herr, den Anschluß an ein russisch-preußisches Bündniß jeder Art von deutschem Reiche vorzieht!"

Graf Münster biß sich auf die Lippen und schwieg, er nahm den Arm des baierischen Feldmarschalls Fürsten Wrede, mit dem er sonst nicht immer übereinstimmte, und verließ den Kreis.

Es wurde der Name des Fürsten Talleyrand genannt.

„Wie er den Minister Ludwig's XIV. spielt!" sagte Graf Capo d'Istrias leise.

„Wir sind im vorigen Jahre viel zu großmüthig gewesen!" murrte ein General.

„Man bereut es jetzt schwer!“ meinte Capo d'Istrias.

„Frankreich, es ist immer Frankreich, welches uns im Wege ist!“ erklärte Graf Pozzo di Borgo, „und es wird der Ruhe Europa's so lange im Wege sein, bis man es behandelt, wie es behandelt werden muß.“

„Und wie muß es eben behandelt werden, Herr Graf?“ fragte der württembergische Minister Graf Wintzingerode.

„Wie ein Fleischtopf, mein Herr!“ entgegnete Pozzo di Borgo kurz.

„Wie ein Fleischtopf?“ fragten drei, vier Herren, im höchsten Grade verwundert.

„Frankreich ist ein Topf, in welchem Fleisch kocht,“ versicherte Graf Pozzo di Borgo ernsthaft, „ein schäumender Topf mit Fleisch, und einen solchen behandelt man nur dann richtig, wenn man Alles, was er heraussprudelt, wieder hineinwirft.“

Graf Pozzo di Borgo redete weiter; er citirte Tacitus und Dante, Virgil und englische Parlamentsredner; seine Unterhaltung hatte etwas höchst Pikantes.

Graf Wintzingerode sprach seine Bewunderung darüber gegen den russischen Fürsten Kosloffsky aus.

„Ja, es ist sehr schön," entgegnete dieser, boshaft lächelnd, „und ich muß wohl ein Urtheil haben, denn ich habe ganz dasselbe fast wörtlich schon ein Mal aus dem Munde des Herrn Grafen, nämlich vorgestern bei dem Fürsten Hardenberg, vernommen."

Schon seit einer Weile hatten die Klänge der Musik, welche wundervolle Frauenstimmen begleiteten, den größten Theil der Gesellschaft in den Musiksalon gezogen; dort saßen und standen im weiten Halbkreise um ein vorzügliches Instrument die hohen Herrschaften, in erster Reihe die drei fürstlichen Schwestern von Kurland, welche man die drei Grazien des Wiener Congresses nannte: die Herzogin von Sagan, die Herzogin von Acerenza und die Gräfin Talleyrand-Perigord; neben ihnen der Herzog von Dalberg aus dem Hause der Kämmerer von Worms, ein Erbritter des deutschen Reichs, jetzt französischer Botschafter; der Hannoversche Feldmarschall Wallmoden mit seiner viereckigen Stirn und seinen runden Augen; der Fürst Paul Esterhazy mit allen seinen Diamanten, der Graf von Blick, der Baron Ompteda, der noch vor Kurzem

den armen König Jerôme zu Wien als Gesandter vertrat, und jetzt nur als Liebhaber den Congreß so zu sagen mitmachte; der noble Herzog von Richelieu, der noch russischer General-Gouverneur war, und viele Andere. Frauen von Geist und Schönheit, Männer von berühmten und großen Namen, außer den Souverainen und Fürsten.

Es hatte sich eine Art von Wettstreit entsponnen; französische, russische, englische, portugiesische, italienische Damen sangen abwechselnd Volkslieder ihrer Nationen; nicht selten von Souverainen auf dem Pianoforte begleitet.

Welch ein Publikum!

Beifall von königlichen und kaiserlichen Lippen lohnte die Leistungen.

Kaiser Alexander war hinreißend liebenswürdig in seinem Enthusiasmus, er führte selbst eine prächtige Polin zum Instrument.

Nach der Polin ließ sich eine seltsam und fremdartig schöne Dame hören; in zwei langen, dichten Zöpfen fiel ihr Rabenhaar über den Rücken hin; es war eine Brünette, aber auffallend bleich ihr Teint, wie Diamanten funkelten ihre Augen aus dem ernst-

haften Gesicht; sie trug gar keinen Schmuck außer einem Demantkreuz von großer Schönheit, das sich an einem schwarzen seidenen Bande auf ihrem stolzen Busen wiegte. Schwarze Seidenbänder umschlangen ihre bloßen Arme etwas über dem Handgelenk; ihre blaßgelbe Robe war mit schwarzen Spitzen am Halse sowohl, als an den Aermeln besetzt. Es war die junge Gemahlin des Herrn Armero y Millares, Sekretairs der spanischen Ambassade.

Das lautlose Schweigen, mit welchem die glänzende Versammlung ihren Vortrag erwartete, war der Triumph der Castilianerin.

Leise liefen die schmalen Finger der Dame über die Tasten, und von einer leichten Röthe angeflogen, erhob sie das bleichgelbe Angesicht; sie sang, und sie sang mit spanischer Würde und kräftiger Altstimme die uralte Romanze vom blutigen Strom:

Rio verde, rio verde,
Quanto cuerpo en ti si bana,
Y christianos y de Moros,
Muertos por la dur espada.

Von allen Seiten tönte Beifall, als die Castilianerin geendet; der galante König von Baiern führte sie selbst wieder zurück zu ihrem Sitz.

Als sich die Aufregung ein wenig gelegt, hörte man die Stimme des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen; „sehr schön," sagte er in seiner kurzen Weise, „sehr schön; wünschte aber jetzt auch dagegen ein deutsches Lied zu hören; so viel schöne deutsche Damen hier; wagt keine von Ihnen dem Auslande den Preis streitig zu machen?"

„Sie befehlen über so viele Millionen deutscher Seelen nicht nur, sondern auch Herzen, Sire," antwortete der König von Baiern, „befehlen Sie nicht auch über eine Stimme?"

„Läßt sich nicht befehlen dergleichen!" entgegnete der ernste Friedrich Wilhelm lächelnd.

„Wenn Ew. Majestät befehlen," nahm jetzt der Fürst von Hardenberg das Wort, „so ist Gräfin Stolberg wohl im Stande."

„Habe schon gesagt," versetzte der König, „daß sich dergleichen nicht befehlen läßt, aber ich bitte Gräfin Stolberg."

Der Kreis öffnete sich fast augenblicklich, und mit lieblicher Schüchternheit trat eine junge Dame hervor, in Weiß gekleidet, Perlen in dem reichen braunen Haar, eine ächt deutsche Schönheit mit seelenvollen

blauen Augen. Ihr folgte Graf Tettenborn, der kühne Reiter, und setzte sich an's Pianoforte, den Gesang zu begleiten. Und sie sang mit einer Stimme, die weich und voll aus dem Herzen quoll und zu dem Herzen drang, das schöne, leider fast vergessene Lied unseres Simon Dach:

Aennchen von Tharau ist, die mir gefällt,
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld.
Aennchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet in Lieb' und in Schmerz.
Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut!
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!

Recht als ein Palmenbaum über sich steigt,
Hat ihn erst Regen und Sturmwind gebeugt;
So wird die Lieb' in uns mächtig und groß
Nach manchem Leiden und traurigem Loos.
Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut!
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!

Würdest Du gleich einmal von mir getrennt,
Lebtest Du, wo man die Sonne kaum kennt;
Ich will Dir folgen durch Wälder und Meer,
Eisen und Kerker und feindliches Heer.
Aennchen von Tharau, mein Licht und mein Ruhm,
Mein Leben schließ ich um Deines herum!

Die junge Gräfin hatte das Lied des alten preußischen Dichters, das übrigens in der ursprünglichen

Volksweise, in der es gedichtet, noch viel stärker und herzlicher lautet, mit einer so edlen Einfachheit und zugleich mit solcher Innigkeit gesungen, daß alle Hörer tief ergriffen waren und in manchem schönen Auge eine Thräne blitzte, welche der erlauchten Sängerin besser verrieth, wie mächtig der Eindruck gewesen, als der laute enthusiastische Beifall, in den sich die ganze Versammlung vereinte.

Offenbar hatte das deutsche Lied über allen Schmelz des italienischen Gesanges, über die ahnungsreiche düstre Melancholie der englischen Ballade, den leichten Scherz des französischen Chanson's, die wehmüthigen Anklänge der slavischen Refrains eben so den Sieg davon getragen, wie über die sonore Assonanz der spanischen Romanze.

Die Deutschen fühlten das alle, aber sie sagten es nicht, die Fremden fühlten es auch, und sie waren klug genug, es zu bekennen, und diejenigen, welche es nicht fühlten, die machten sich eben ein recht großes Verdienst daraus, den Sieg des deutschen Liedes zu feiern.

Als sich Graf Tettenborn erhob, um die Gräfin Stolberg zu ihrem Sitz zurückzuführen, da kam ihm

ein Cavalier zuvor, und zwar kein Geringerer als König Friedrich Wilhelm von Preußen; er bot der Dame seinen mächtigen Arm mit jener ächten Ritterlichkeit, deren einfach edle Form darum so tiefen Eindruck macht, weil es eben der ritterliche Geist ist, der in ihr seinen äußern Ausdruck findet.

Der König von Preußen führte die Gräfin zu ihrem Platz zurück, und in den Gesichtern der hier Versammelten konnte man lesen, daß das eine Auszeichnung, die etwas ganz anderes bedeutete, als wenn es der galante Kaiser von Rußland, oder der chevaleske König von Baiern oder sonst ein gekröntes Haupt gethan.

Der Hohenzoller stand da neben dem eleganten russischen Holsteiner und neben dem liebenswürdigen Wittelsbacher wie ein wirklicher Ritter aus der Zeit Ludwigs des Heiligen neben Chevaliers aus der Zeit Ludwigs XIV.

Bald nach dieser Scene verließen die Souveraine den Salon und die Reihen der Gäste begannen sich merklich zu lichten; nur in dem Spielzimmer blieb eine Schaar schon älterer Herren noch eine Weile beisammen.

Als Kaiser Alexander die Treppe hinabstieg, stützte er sich auf den Arm des Fürsten Wassiltschikoff.

„Hast Du unsern alten Freund gesprochen, Iwan Iwanowitsch?" fragte Alexander.

„Zu Ew. Majestät Befehl, Sire!" antwortete der Fürst leise.

„Nun?"

Die Ungeduld, mit welcher der Kaiser fragte, verrieth das Interesse, welches er nahm.

„Er hat die Zusammenkunft mit dem Edelmanne gehabt, welchen das Haus Condé mit den Nachforschungen nach der Prinzessin beauftragt hat!" antwortete der Fürst.

In dem Augenblick war der Kaiser an der Thür angelangt; er mußte einen Augenblick warten, ehe die Carosse vorfahren konnte. Verschiedene Herren waren dem Kaiser auf dem Vorplatze sehr nahe in dem Augenblick. Alles schwieg voller Ehrfurcht vor dem Czaren, und man vernahm nur die schallende Stimme des Oberstallmeisters, der außer sich war, daß sein Herr einige Augenblicke auf das Vorfahren des Wagens zu warten genöthigt war.

Alexander sagte nicht, wie Ludwig XIV. in einem

ähnlichen Falle: Beinahe hätte der König warten müssen! sondern er wartete ganz einfach und sprach, nachdem er die um ihn stehenden Herren flüchtig, aber freundlich gegrüßt hatte, mit Wassiltschikoff weiter.

„Und wie weit ist er mit dem Agenten gegangen?" fragte Alexander.

„Er ist ganz dem Rathe Ew. Majestät gefolgt, er hat dem Agenten alle Mittheilungen gemacht, welche der Familie wichtig sein könnten, er hat nur, wie Ew. Majestät ihm gerathen, den Aufenthalt der Dame und ihre Vermählung verschwiegen."

„Das ist gut," entgegnete Alexander, „er sichert dadurch sein und ihr Glück!"

In diesem Augenblick fuhr der kaiserliche Wagen vor und der Oberstallmeister öffnete den Schlag in der Eile.

„Bon soir, Messieurs!" grüßte Alexander und stieg in seinen Wagen, während sich alle Häupter ringsum neigten.

Niemand hattte den Baron von Raucourt bemerkt, der bequem an einem Flügel der Thür gelehnt stand und genau die letzten Worte vernommen hatte, welche der Kaiser und Fürst Wassiltschikoff wechselten.

Auch nach der Abfahrt des Kaisers verharrte der Baron von Raucourt in seiner bequemen Stellung, denn es waren da noch einige viel vornehmere Herren, deren Wagen nach einander vorfahren mußten, ehe er an die Reihe kam.

Der Baron war dicht in einen Pelz gehüllt. Niemand sah, welcher Triumph sein bleiches Gesicht überstrahlte; Niemand hörte, wie er leise in sich hineinflüsterte, fast fieberhaft aufgeregt: „Ich glaube jetzt fast, daß der gute Gott dieses liebe, alte rothe Haus von Raucourt wieder aufrichten will in der frühern Herrlichkeit, durch mich, denn er schickt mir Bundesgenossen von allen Seiten, ha! selbst der Kaiser von Rußland ist, ohne es zu wissen, ein Alliirter des rothen Hauses geworden. „„Wie weit ist er mit dem Agenten gekommen?““ fragte der Kaiser. „„Er ist ganz dem Rath Ew. Majestät gefolgt; er hat dem Agenten alle Mittheilungen gemacht, welche der Familie irgend wichtig sein konnten, nur den Aufenthalt der Dame und ihre Vermählung hat er auf Rath Ew. Majestät verschwiegen.““ Und schließlich meinte der Kaiser, die Person habe dadurch ihr eigenes und das Glück der Dame gesichert. Oh! wer kann der Agent

anders sein, als ich; der holländische Edelmann hat mir für die Familie alle möglichen Mittheilungen gemacht, nur den Aufenthalt der Dame hat er verschwiegen und ihre Heirath. — Ha! er selbst, er selbst hat die Tochter des Herzogs von Enghien geheirathet, das verrathen die letzten Worte des Kaisers ganz deutlich. Nicht übel für einen holländischen Edelmann, sich mit dem Hause Condé zu alliiren, freilich in der Stille, nur incognito gleichsam; denn wie die Sachen liegen, wird eine Anerkennung schwerlich erfolgen können, auch wird sie von Seiten der Dame gar nicht einmal gewünscht. Also Kaiser Alexander ist der Mitwisser dieses Geheimnisses, die russische Politik spielt hinein in diese dunke Geschichte? Das sind Mittheilungen, welche meinen trefflichen Vetter Eugen über ein halb Dutzend Stufen auf ein Mal hinwegheben müssen; oh! Clotilde, Du wirst, Du mußt bald Gräfin von Raucourt sein, jetzt, jetzt bin ich meiner Sache sicher!"

„Der Wagen des Herrn Baron von Raucourt!" rief es laut.

Der Baron stieg mit der Gleichgültigkeit und den Mienen eines Mannes in seinen Wagen, der froh ist,

seinen Abend überstanden zu haben. Er gähnte sogar ziemlich ungenirt.

Als der Baron im Maschakerhof in seine Wohnung trat, meldete ihm sein Diener, als er ihm den Pelzmantel abnahm, daß ihn seit einigen Minuten ein fremder Offizier in seinem Zimmer erwarte, der Herr Baron möge verzeihen, daß es ihm nicht möglich gewesen sei, den Namen zu behalten, aber er habe den Herrn schon zu Paris in Gesellschaft des Herrn Barons gesehen.

„Ach! Sie sind es, mein tapfrer Freund!" sagte der Baron, als ihm beim Eintreten Philipp von Krummensee entgegenkam.

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr Baron," sagte der preußische Offizier, „daß ich mir die Freiheit genommen, Sie zu erwarten, aber . . . ."

„Sie bitten um Entschuldigung, wenn Sie mir eine Freude machen, Herr von Krummensee?" meinte der Baron mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit, „das ist gerade so, als wenn man Jemanden um die Erlaubniß bitten wollte, ihn zum Fenster hinauswerfen zu dürfen! Doch, was sehe ich da! dicke Epauletten, ah! ich darf gratuliren!"

Ein Roth der Freude zog über des Preußen Antlitz.

„Ja," sagte er, „der König, mein Herr, hat die Gnade gehabt, mich zum Major zu ernennen; es ist dies ein Vorzug, den ich erst noch zu verdienen habe; heute aber, Herr Baron, komme ich in so später Stunde zu Ihnen, weil ich morgen abreise und Wien nicht gern verlassen wollte, ohne Ihnen zu danken für so viele Freundlichkeiten, auch für die Freundschaft, mit welcher mich der Herr Chevalier von Maison-Rouge während meines Aufenthalts in Frankreich beehrt hat."

„Ah!" entgegnete der Baron, „lassen wir meinen Vetter! nur eine so liebenswürdige Bescheidenheit, wie die Ihrige, kann verkennen, daß mein Vetter alle Ursache hat, dankbar für viele wichtige Dienste zu sein, die Sie ihm mit eben so viel persönlicher Aufopferung als Umsicht bei seinen Geschäften im Süden geleistet haben, und habe ich Ihnen hier einige kleine Gefälligkeiten zu erweisen das Glück gehabt, so schreiben Sie das mit meinem Eifer zu, die Dienste wenigstens einigermaßen zu erwiedern, mit denen Sie sich das ganze Haus Raucourt in der Person meines Cousins

von Maison-Rouge verpflichtet haben. Aber, mein theurer Herr Major, Sie sind kaum einige Tage hier und wollen Wien schon wieder verlassen? hat dieser glänzende Mikrokosmos so wenig Anziehungskraft für Sie?"

„Ich bitte Sie, Herr Baron, sich zu erinnern," entgegnete Krummensee, von der französischen Höflichkeit fast bestürzt, „daß ich in Dienstgeschäften nach Wien kam und hier nur auf meine Abfertigung wartete. Ich gehe morgen in dienstlicher Eigenschaft nach Neufchatel, dem Fürstenthum meines Königs in der Schweiz!"

„Ja, ich weiß," meinte der Baron, „der gute Berthier hat dieses Fürstenthum wieder hergeben müssen, die Neufchateller sind mit Entzücken zu ihrem rechtmäßigen Herrn zurückgekehrt; ich machte in Paris die Bekanntschaft eines Grafen Pourtalès, eines sehr liebenswürdigen Herrn aus Neufchatel, der mir sehr interessante Details über dieses schweizerische Fürstenthum Ihres Königs mitgetheilt hat."

„Da sind Sie, mein Herr Baron, glücklicher als ich," lachte der Major, „denn ich weiß eigentlich gar

nichts, ich muß es zu meiner Schande gestehen, von diesem Fürstenthume."

„So, Sie wissen doch, daß J. J. Rousseau einst dort eine Zuflucht gefunden?" fragte der Baron.

„Nein," entgegnete der Major einfach und aufrichtig, „aber," setzte er ernsthaft hinzu, „wenn dieser Rousseau da eine Zuflucht gefunden hat, so hat er sie sicher nicht verdient, denn dieser Schriftsteller trägt viel Schuld an der großen Revolution."

Der Baron sah den Major halb verwundert an; er hatte offenbar ein Urtheil der Art nicht erwartet aus dem Munde des jungen Kriegsmannes, da es aber ein Urtheil war, das schon unzählige Mal ausgesprochen worden, so fragte er in seiner zuwartenden Weise: „Haben Sie Rousseau gelesen?"

„Nicht eine Zeile!" bekannte der Major ohne Zögern; „mit meiner Lecture," setzte er lachend hinzu, „war es leider niemals besonders bestellt; wissen Sie, Herr Baron, ich habe eigentlich nie gern gelesen, ja, im Grunde ist mir nach dem Schreiben das Lesen immer die unangenehmste Beschäftigung gewesen. Ich habe daran sehr Unrecht gethan, wie ich seit einiger Zeit bemerke, aber, was wollen Sie? es ist nun mal

so, und bekommen wir Frieden, so werde ich's nachzuholen suchen."

Der Baron ließ sich nicht merken, wie sehr ihn das naive Bekenntniß des Majors freute; er hatte eine wahre Freude daran, mal wieder in seinem Stande einem Manne zu begegnen, der, ein Mann der That, sich nicht mit Wissen und Wissenschaft brüstete, aber den Mangel beklagte und nicht verächtlich verwarf, was er nicht besaß. Es war die Wahrheit, die dem Baron gegenüber trat und ihn angenehm berührte. Darum fragte er auch nun mit erhöhetem Interesse: „Aber, mein theurer Herr, wenn Sie Rousseau nicht gelesen haben, wie mögen Sie ihm da so sicher die Mitschuld an der unseligen Revolution zuschieben? Sie sind nicht der Mann, der ohne Weiteres gedankenlos nachspricht, was er irgendwo gehört hat?"

Es gab sich eine fast kindliche Verlegenheit kund in den männlichen Zügen des Majors, er kämpfte einige Augenblicke mit sich selbst, endlich sagte er entschlossen: „Nun, warum soll ich's denn verhehlen? offen und ehrlich, Herr Baron, vor einigen Wochen wurde in meiner Heimath, in dem Hause meiner zukünftigen Schwiegermutter, auch von Rousseau ge-

sprochen, es wurde Rousseau's Mitschuld an der Revolution mit Gründen bewiesen, die mich überzeugt haben, wenn ich sie auch jetzt nicht zu wiederholen vermag, kurz, ich sage Ihnen, Herr Baron, das Urtheil meiner verlobten Braut!"

„Ah! das hat Anstrengung gekostet!" lächelte der Baron mit einem seltsam milden und freundlichen Ausdruck; ihn entzückte die Schüchternheit, mit welcher der Major von seiner Braut sprach, es war ihm das so fremd, daß er bei jedem Andern, als bei dem Major von Krummensee, nicht an die Wahrheit dieses Gefühls geglaubt haben würde. Der Mann, dessen ganzes Dichten und Trachten so auf einen Punkt gerichtet war, daß er die größten Ereignisse der Weltgeschichte nur in dem Maße würdigte, als sie ihm förderlich oder hinderlich waren in seinem Bestreben, den Glanz und das Ansehen seines Hauses, seiner Familie wieder herzustellen und zu stabiliren; dieser Mann, der nichts that und nichts unterließ, ohne Rücksicht auf dieses Vorhaben zu nehmen, er fühlte in seinem Herzen eine Liebe mächtig werden für den preußischen Major, von welcher er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte, die aber sein ganzes Wesen mit einer inneren Wärme

durchströmte, die er nicht gefühlt, seit er gezwungen war, sich loszureißen von jener halb verdrießlichen, halb seltsamen Schönheit, welche unsere Leser im rothen Hause, dem Stammsitze des Barons, kennen gelernt haben.

„Sie sind sehr glücklich, mein theurer junger Freund!" sagte der Baron endlich mit einem so innigen Ton der Theilnahme, daß ihn der Major höchst überrascht ansah.

Der Baron zog einen breiten Goldreif von alterthümlicher Arbeit von dem kleinen Finger seiner linken Hand und sprach ernsthaft: „In Isle de France liegt ein Schlößlein, Corsat mit Namen, das hat einst den Raucourts von Maison-Rouge erb- und eigenthümlich zugehört; jetzt besitzt es der Herzog von Levis und Ventadour, der sich mit einer Dame aus dem glorreichen Hause der Aubusson von Lafeuillade im vorigen Jahre vermählt hat. Das erlauchte Paar feierte seine Hochzeit auf dem Schloß Corsat, und auf einem Spaziergang fand die junge Herzogin diesen Ring, der nach Urtheil der Kunstverständigen aus dem vierzehnten Jahrhundert stammt, also wahrscheinlich einem oder einer Raucourt zugehört hat. Der Herzog

und die Herzogin ließen ihre Wappen auf diese beiden Blätter graviren und machten mir den Ring zum Geschenk. Sehen Sie hier rechts diese drei schwarzen Chevrons im goldenen Felde, das Wappen der Mirepoix von Levis, der alten Glaubensmarschälle, und daneben das schwebende rothe Ankerkreuz der Aubusson. Nehmen Sie den Ring zum Andenken an mich und leben Sie wohl."

Der Baron umarmte rasch den jungen Edelmann und ging in sein inneres Zimmer.

Er mochte keinen Zeugen bei der Rührung, die ihn ergriffen.

Mehr verlegen als erfreut entfernte sich der Major von Krummensee mit dem ihm so sonderbar geschenkten Goldreifen.

Er konnte die Bewegung des Barons nicht begreifen und wußte nicht, wie er zu diesem Geschenke kam.

Drittes Kapitel.

Unter der Fahne weiß und amaranthenfarben.

„Wie konnte man glauben, daß sich nicht die unwiderstehlichsten Versuchungen seines Herzens bemächtigen würden, angesichts der Apenninen, angesichts der Schlachtfelder von Montenotte, Arcole und Marengo, angesichts seiner drei schönsten Sclavinnen Venedig, Rom und Neapel? Sein Ehrgeiz war erschüttert, aber nicht erloschen; das Unglück und der Rachedurst schürten die Flamme von Neuem an.

(Chateaubriand.)

Wie ein weicher tiefblauer Mantel gebreitet liegt das tyrrhenische Meer über die Tiefe, in sammetnen Falten an den ligurischen Küsten hin, von der prächtigen Genua bis zu Livornos altem Port. Immer heller und blasser wird das tiefe Blau nach Westen zu, ein breiter grünlicher Besatz hängt sich an den Prachtmantel und läuft endlich, wo in der Ferne zackige

Inselküsten ragen, in einer matt schimmernden silbergrauen Borte aus.

Ein scharfer Hauch fährt nieder von den Appenninen, er fegt über die ligurischen Lande und weht den Duft der Orangen-, Oliven- und Rosenhaine hinaus in das tyrrhenische Meer; er trägt die Düfte als einen Gruß hinüber an die fernschimmernden Granitklippen der Inseln und Eilande im Westen; er schwellt auch das kleine dreieckige lateinische Segel der niedrigen Felucke, deren vier Ruder tactmäßig in's Wasser fallen und sich darüber erheben.

Ein lateinisches Segel und ein vierruderig Schiff. Die Seeleute vom tyrrhenischen Meer haben sich noch ganz die einfache Nautik des grauen Alterthums bewahrt. Als Jasson, den die Heroensage in diesen Gewässern die Wohnung der Zauberin Kirke suchen läßt, über diese Meere schiffte, hatte er sicher ein Fahrzeug, das mit Rudern auf beiden Seiten und einem dreieckigen Segel versehen war und nicht viel anders aussah, als die Felucke da.

Es war fast Mittag, der schönste Sonnenschein lag auf dem Meer und vergoldete die Küste der Insel, auf deren etwas zurückspringenden Theil die Felucke

scharf zuhielt, während sie vom leichten Wind und der Ruderkraft zugleich getrieben mit der Schnelligkeit eines Vogels vorwärts zu fliegen schien.

Offenbar aber befriedigte diese Schnelligkeit die Ungeduld des Mannes nicht, welcher neben dem Padrone steht, der das Steuer handhabt; bald blickt der noch junge Mann, dessen schwarzer Krausbart eine lange Trennung vom Scheermesser nicht verläugnen kann, mit funkelnden Blicken höchster Unzufriedenheit auf die jammervollen Gestalten der Ruderer, deren Lumpen ebenso Mangel und Elend, wie ihre Gesichter Gemeinheit und Verworfenheit verrathen, bald hebt er das Fernrohr an's Auge und blickt nach der Küste hinüber; der Padrone kaut an einem Stück von unsäglich hart getrocknetem Fisch und kümmert sich wenig um die fieberhafte Ungeduld des Fremden, dessen Beförderung er übernommen, den er betrachtet wie jedes andere Stück der Schmuggelwaare, die er je aus Livorno ausführte.

Glücklicher Weise verstand der Padrone kein Wort französisch, sonst würden ihn die heftigen Worte, welche die Ungeduld des jungen Mannes aussprudelte, zwar nicht vermocht haben, den Lauf der Felucke zu beschleu-

nigen, was auch in der That unmöglich war, vielleicht aber hätten sie ihn gereizt, das lange Messer zu zücken, denn des Italieners Hand ist nahe beim Stahl, und dennoch wäre er schlecht gefahren gegen diesen Kraus-bart, dessen kühnes Gesicht, dessen gedrungene Formen auf Stärke und Gewandtheit im Gebrauch der Waffen schließen ließen. Fürwahr, er ist nicht schlecht bewaff-net, dieser junge Mann, er hat den groben braunen Mantel hinter sich geworfen, aus der Brusttasche seines langen, schwarzen Reise-Ueberrockes ragen die silberbe-schlagenen Kolben von zwei Pistolen ziemlich drohend heraus und an seiner Seite hängt eine kurze Waffe mit fast handbreiter Klinge, die mehr an die gefähr-lichen Schwerter erinnert, welcher man sich in früheren Tagen in der französischen Marine zu bedienen pflegte, als an ein Jagdmesser, mit dem es eigentlich nur das Gehäng und die Kürze gemein hat.

Der junge Mann ist groß, und ein nicht leicht mit kurzen Worten zu beschreibendes Etwas, das aber dem kundigen Auge sofort klar wird, verräth, daß wir jeden-falls einen Militair und wahrscheinlich einen Cavallerie-Offizier vor uns haben.

Die Felucke nähert sich einer Landzunge mit rapider

Schnelligkeit, das unbewaffnete Auge schon erkennt eine Stadt mit Festungswerken.

Es ist Porto-Ferrajo, die Hauptstadt der Insel Elba, die Residenz des Kaisers Napoleon.

Da ist der Leuchtthurm, das sind die Werke von Del Falcone und Della Stella.

Der Hafen winkt, es wimmelt von Fahrzeugen darin, aber der junge Mann beachtet es nicht; ein eigenthümlicher Zug schwärmerischer Begeisterung erscheint in seinem kühnen Gesicht, sein Blick hängt an den Soldaten, die da auf und ab schreiten auf den Bastions — es sind Grenadiere der alten Garde, die berühmten Grognard's, die von den Pyramiden her und Austerlitz über hundert Schlachtfelder nach Moskau und von dort zurück über Leipzig und Paris, über abermals hundert Schlachtfelder ihrem vergötterten „kleinen Corporal" nach der Insel Elba gefolgt sind. Es sind die alten Grenadiere von der alten Garde des alten Imperators, die Alten der Alten des Alten, wie sie sich mit hohem Stolz selbst zu nennen pflegten; die grauen Troupiers, in deren begeisterter Anhänglichkeit auch der Bonapartismus eine menschlich schöne und berechtigte Seite hat; denn die Anhänglichkeit dieser

ruhmstolzen Soldaten, sie galt nicht dem großen Usurpator, dem Verächter göttlichen und menschlichen Rechtes, sie galt nur ihrem berühmten Feldherrn, der die Siegesgöttin so lange zu seiner Mitschuldigen gemacht hatte; das vive l'empereur! das aus ihrer Brust jauchzte, es galt nicht dem Kaiser Napoleon, sondern dem „kleinen Corporal", in ihrem Munde hatte „l'empereur" wieder die ursprüngliche Bedeutung des römischen „imperator" gewonnen; der Feldherr war es, für den sie in den Tod gingen und in's Exil, bittrer oft als der Tod, nicht der Usurpator, der seine Krönung in Notre-Dame erzwang.

Dem Ankömmling in der Felucke wurden die Augen naß beim Anblick der alten Träger jenes Kriegsruhms, der die Welt erfüllte; es sind die alten Waffen, die alten Uniformen, mit Rührung und Entzücken sieht er seine alten Kameraden wieder. Da, ein finsterer Zug fliegt über sein Antlitz, ein Anblick scheint seine Freude zu stören, es ist nicht die alte Fahne mit den drei Streifen, roth-blau-weiß, jene Tricolore, die ihren Weg durch ganz Europa blutig und furchtbar, ein strahlendes Meteor, aber keine segenbringende Sonne, gewandelt ist in der Hand des großen Emporkömm-

lings; es ist nicht die gefürchtete Tricolore, die dort oben weht. Es ist eine weiße Fahne.

Unmöglich kann es der weiße Pavillon vom königlichen Frankreich sein.

Der Reisende nimmt sein Glas und blickt schärfer hin, er schüttelt verdrießlich sein lockiges Haupt; es ist eine Fahne, die er nicht kennt, eine Fahne ohne Geschichte, eine Fahne ohne Vergangenheit und — auch ohne Zukunft.

Es ist eine weiße Fahne mit einem amaranthfarbenen Querstreifen, der mit goldenen Bienen besetzt ist — die Fahne des neuen Souverains von Elba.

Die Felucke lag am Quai und einige Secunden später war der Reisende am Lande. Eine mächtige Aufregung ergriff ihn, er hörte trommeln, er blieb stehen und lauschte dem Schall der Kaiser-Trommel, deren Wirbel in allen Hauptstädten Europa's fast erklungen waren.

Er blieb stehen, die Vorübergehenden sahen ihn verwundert und Viele auch spöttisch an, denn er weinte.

In einer Herberge nahm er sich kaum Zeit, sich umzukleiden, dann eilte er, sich nach der Wohnung des

Groß=Pallast=Marschall Grafen Bertrand führen zu lassen, der Groß=Pallast=Marschall bewohnte ein paar kleine ziemlich wüste Zimmer in der Mairie von Porto=Ferrajo.

Als ihm Herr Dombideau gemeldet wurde, erschien Graf Bertrand fast augenblicklich.

„Kommen Sie aus Frankreich, mein Herr?" fragte er hastig, indem er den jungen Mann zum Sitzen nöthigte.

„Ja, Herr Marschall!" antwortete der Offizier.

„Und was wollen Sie hier?" fragte der Großmarschall weiter.

„Den Kaiser sehen und ihn um Dienste bitten."

„Kennt Sie der Kaiser persönlich?"

„Ich stand bei den Kürassiers der großen Armee!" versetzte der junge Mann stolz, „und überdem hat mir der Herzog von Bassano die Mittel gegeben, dem Kaiser zu beweisen, daß ich nicht unwerth seiner Beachtung bin."

„Sie bringen uns Neuigkeiten aus Frankreich?"

„Ja, Herr Marschall, und, wie ich glaube, günstige!"

„Gott gebe es, wir sind so sehr unglücklich hier!"

rief der Großmarschall und seufzte tief, dann sagte er: „Ich brenne vor Begierde, mit Ihnen von Frankreich zu sprechen. Vor allen Dingen muß ich indessen den Kaiser von Ihrer Ankunft in Kenntniß setzen. Vielleicht kann er Sie nicht sofort empfangen. Sie haben gesehen, daß im Hafen eine englische Corvette liegt, und diese Leute sind mißtrauisch über alle Gebühr. Weiß man, wer Sie sind?“

„Man kann wohl sehen, daß ich ein französischer Offizier bin!“ entgegnete Dombideau.

Desto schlimmer!“ rief Bertrand, „doch, ich gehe zum Kaiser, bleiben Sie indessen hier, ich werde Ihnen einen Imbiß serviren lassen, so gut, als es hier möglich ist, auf Wiedersehen!“

Der Pallast-Marschall entfernte sich eilig.

Das Frühstück, welches man dem Oberst-Lieutenant Dombideau vorsetzte, war allerdings nicht sehr reichhaltig; ein Stück kalter Ziegenbraten, ein Ziegenkäse von bedeutender Größe, ein Stück sehr trockenes Gerstenbrod; es herrschte eben keine Ueppigkeit in der Küche bei dem Pallast-Marschall des Souverains vom Inselreiche Elba. Aber der Offizier hatte einen durch Seeluft geschärften Appetit, und die einheimischen Früchte,

welche das Dessert bildeten, Kastanien, leicht geröstet, Mandeln, Feigen und Nüsse, waren vortrefflich. Auch waren zwei Flaschen von dem würzreichen Wein, den die Insel Elba hervorbringt, aufgesetzt, dieser mundete dem jungen Manne nach den Strapazen der Seereise trefflich. Die eine Bouteille enthielt sogenannten Vermond, den man auch in Südfrankreich trinkt und nach der Suppe nimmt, weil er für appetitreizend gilt. Der Vermond wird bereitet, indem man Wermuth und andere Gewürzkräuter, an denen die Insel Elba sehr reich ist, in dem besten weißen Wein des Landes weichen läßt. Die andere Flasche enthielt Aleatico, ein Wein, der in Italien sehr geschätzt wird; man gewinnt ihn aus Muscatellertrauben und versetzt ihn mit gekochtem Most und Rum. Der Aleatico von der Insel Elba ist vorzüglicher als der aus Toscana.

Es war kaum eine halbe Stunde seit Entfernung des Groß-Pallast-Marschalls vergangen, und der Oberst-Lieutenant hatte kaum seinen gesunden Appetit gestillt, als Bertrand zurückkehrte.

Die Entfernungen sind nicht groß in Porto-Ferrajo, einer Hauptstadt von kaum dreitausend Einwohnern.

„Ich werde Sie gleich nach dem Garten des Kaisers führen lassen," sagte Bertrand, „bleiben Sie in der Nähe der Thür, der Kaiser wird da vorübergehen und wird Sie rufen lassen, ohne den Anschein zu haben, Sie zu kennen."

Dombideau war im Augenblick bereit, und wenige Schritte brachten ihn an die ihm bezeichnete Gartenthüre.

Er schaute sich um und sah sich ganz allein — war das die Residenz des Mannes, dem noch vor Kurzem ganz Europa zu eng war?

Das elende Gebäude da war die Wohnung des Mannes, dessen Hof der prächtigste Europa's war, des Mannes, der mit bedecktem Haupte saß, während acht Könige respectvoll den Hut in der Hand um ihn her standen.

Da nahte der Souverain von Elba, langsam schritt er dahin, das Haupt etwas vorwärts gebeugt, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, in bekannter Weise.

Einige Offiziere folgten in kurzer Entfernung hinter ihm.

Langsam ging er ein paar Mal an dem Oberst-

lieutenant vorüber, er schien den Getreuen nicht zu sehen und dieser sah von seinem vergötterten Gebieter nur das scharfgeschnittene echt italienische Profil.

Napoleon war sehr vorsichtig, er glaubte sich überall von Spionen umgeben.

Endlich blieb er stehen und sah den Offizier eine Weile durchdringend an.

„Aus welchem Lande sind Sie?" fragte er plötzlich in italienischer Sprache.

„Aus Frankreich, Sire," antwortete der Oberstlieutenant französisch, „ich bin ein Pariser, Geschäfte führten mich nach Italien, ich vermochte meinem Herzen nicht zu widerstehen, ich mußte meinen Kaiser wiedersehen!"

Der Kaiser schien angenehm berührt durch die Bewegung, die sich im Tone der Stimme des Sprechenden kundgab, und freundlich sagte er nun auch französisch: „Wohlan denn, mein Herr, erzählen Sie mir von Paris und Frankreich."

Als er das gesagt, ging er langsam weiter und gab dem Offizier einen Wink, ihm zu folgen.

Mit lauter Stimme that er einige unbedeutende Fragen und kehrte in seinen sogenannten Pallast zurück,

der Oberstlieutenant, so wie die Generale Drouot und Cambronne, Letzterer war damals Commandant von Porto-Ferrajo, folgten.

Es war ein weites, beinahe unheimlich wüstes Gemach zu ebener Erde, in dem sich der Kaiser niedersetzte; die Meubles waren nur zum Theil prächtig und vermehrten durch ihren Abstich gegen die alterthümlichen Tapeten noch die Unbehaglichkeit, in die dieses Gemach jeden Eintretenden versetzen mußte. Es wurde draußen dunkel, die beiden Kerzen auf dem Kamin vermochten nicht, den weiten Raum ganz zu erleuchten.

Der Kaiser aber befahl seinen Generalen, sich zurückzuziehen, ganz als ob er in dem großen Cabinet des Tuilerieenschlosses gesessen hätte, dann herrschte er in demselben Tone: „Setzen Sie sich, Herr, setzen Sie sich!"

Der Offizier gehorchte und es trat eine Pause ein, während welcher der Kaiser gedankenvoll vor sich hinblickte. Endlich begann er, kalt und zerstreut dem Anschein nach: „Der Großmarschall hat mir angezeigt, daß Sie aus Frankreich kämen."

„So ist es, Sire!" entgegnete Dombideau.

„Und was gedenken Sie hier zu machen?" fragte Napoleon.

„Sire, ich komme, Ihnen meine Dienste anzubieten," entgegnete der Offizier sehr schüchtern; meine Haltung im Jahre 1814 —"

„Ich zweifle nicht," unterbrach Napoleon etwas barsch, „daß Sie ein guter Offizier sind, allein die Offiziere, welche ich hier bei mir habe, sind schon so zahlreich, daß ich in der That nicht weiß, wie ich etwas für Sie thun könnte, indessen könnte man sehen. Sie sind, wie es scheint, mit Herrn von Lavalette bekannt und mit dem Herzoge von Bassano?"

„So ist es, Sire!"

„Hat er Ihnen einen Brief für mich gegeben?" fragte der Kaiser hastig.

„Nein, Sire!"

„So hat auch er mich vergessen, wie alle die andern, ich habe von ihm kein Wort gehört, seit ich hier bin!" Napoleon sagte das mehr traurig und ärgerlich, als zornig.

„Sire," rief jetzt der Offizier erregt, „der Herzog von Bassano hat nicht aufgehört ein Muster zu sein

in der Anhänglichkeit und Hingebung, welche alle wahren Franzosen für Eure Majestät bewahrt haben."

„Was? man denkt also noch an mich in Frankreich?"

Napoleon affectirte eine Art von Verachtung, als er das sagte.

„Frankreich wird Sie niemals vergessen, Sire, niemals!" rief Dombideau.

„Niemals? das ist lange," versetzte Napoleon, „indessen die Franzosen haben einen andern Souverain, und ihr Glück und ihre Ruhe verlangen, daß sie nur an ihn und keinen andern denken."

Der Oberstlieutenant senkte den Kopf, das hatte er nicht erwartet.

„Was denkt man in Frankreich von mir?" fragte Napoleon weiter.

„Man beklagt sich mehr als Ew. Majestät!" entgegnete der Gefragte kleinlaut.

„Man erzählt in Frankreich allerlei Geschichten von mir," fuhr der Kaiser fort, „bald sagt man, ich sei verrückt geworden, bald erklärt man mich für krank; nun, Sie können sich überzeugt halten, daß ich keines von beiden bin. Man spricht davon, mich von hier

fort nach Malta oder nach der Insel Saint Helena zu bringen. Man wird es nicht wagen, ich habe hier Tapfre genug. Aber ich kann nicht glauben, daß sich Europa so entehren könnte, sich gegen einen einzelnen Mann zu bewaffnen, der nichts mehr von ihm will. Kaiser Alexander liebt den Ruhm viel zu sehr, als daß er seine Einwilligung zu einem solchen Attentat geben könnte. Man hat mir die Insel Elba durch einen feierlichen Tractat gesichert und garantirt, ich bin hier bei mir, wehe dem, der mich anzugreifen wagen sollte. Haben Sie in der großen Armee gedient?"

„Ja, Sire," entgegnete der Oberstlieutenant, „ich hatte das Glück, mich unter den Augen Ew. Majestät auszuzeichnen in der Ebene der Champagne, Ew. Majestät waren damals so gnädig gegen mich, daß ich der festen Ueberzeugung war, Sie würden mich wieder erkennen."

„Ich glaubte Sie wirklich wieder zu erkennen, aber die Erinnerung ist nur undeutlich, helfen Sie mir doch!"

„Marschall Ney," kam der Offizier dem Gedächtniß seines Feldherrn etwas beschämt zu Hülfe, „präsentirte mich Ew. Majestät und nannte mich den unerschrockenen

Dombideau, Ew. Majestät gaben mir selbst die Decoration —"

„Ja, bei Arcis," rief Napoleon, dem die Erinnerung jetzt kam; „ja, Sie sind ein Mann von Energie, ich erkenne Sie, und nun sagen Sie mir, was machen die Bourbons, was meint Frankreich zu ihrer Regierung?"

Es war ein ganz anderer Ton, in welchem Napoleon jetzt sprach, sein Mißtrauen war in der That etwas beseitigt, aber noch nicht ganz.

„Sire, die Bourbonen haben den Erwartungen der Franzosen nicht entsprochen und die Zahl der Unzufriedenen wird mit jedem Tage größer.

Der junge Offizier, ohne es zu wissen, hatte den einzigen triftigen Grund ausgesprochen, den man für die Unzufriedenheit der Franzosen mit der königlichen Regierung von 1814 und ihren beispiellosen Abfall von derselben angeben kann. Die Bourbonen hatten den Erwartungen der Franzosen nicht entsprochen. — Gut, aber was erwarteten denn diese Franzosen in ihrer erquicklichen Bescheidenheit? Haben danach auch wohl die weisen Schriftsteller der Revolutionspartei, die sofort bereit sind, den Stab zu brechen über das

bourbonische Königthum und die Unfähigkeit seiner Diener, haben sie danach wohl auch gefragt?

Das scheint ihnen niemals eingefallen zu sein.

Nun, die Franzosen verlangten von dem Königthum, das ihnen durch Gottes Gnade wieder geschenkt war, nur eine Kleinigkeit, es sollte in aller Kürze alle die moralischen und materiellen Schäden heilen, welche eine furchtbare Revolution und ein revolutionäres Kaiserthum bei ihnen angerichtet hatte, und zur Lösung dieser Aufgabe ließ man dem Königthum kein volles Jahr, sondern nur einige Monate Zeit.

Das spricht wohl für sich selbst, es bedarf gar keiner weiteren Ausführung, daß die Franzosen Unmöglichkeiten verlangten und dann unzufrieden wurden, Viele aber verlangten auch nur darum Unmöglichkeiten, um unzufrieden sein zu können. Die Eigenthümlichkeit des französischen Volkes und der Parteihaß machen das Raisonnement über die Unfähigkeit der ersten Restauration erklärlich, wie aber spätere Schriftsteller so gewissenlos, denn selbst eine sehr stark betonte Unwissenheit kann sie nicht entschuldigen, dieses Urtheil haben nachschreiben können, das ist unerklärlich.

Damit soll gar nicht gesagt sein, daß die Bourbo-

nen und ihre Diener keine Fehler gemacht hätten, mehr als genug Fehler, um das Schicksal verdient zu haben, das sie traf, aber die Fehler, die das Königthum beging, hat es gegen sich selbst, gegen sein Princip und gegen seine Anhänger, nicht gegen die Unzufriedenen begangen; die Fehler, die von jener Seite mit Recht getadelt wurden, waren unbedeutend und unter den gegebenen Verhältnissen meist unvermeidlich. Nicht die Liberalen und Bonapartisten hatten ein Recht, sich über das Königthum zu beklagen, sondern die eigentlichen Royalisten. Ludwig XVIII. machte den Fehler, daß er die Revolution und den Liberalismus mit dem Königsthron und der Legitimität versöhnen wollte, und seine Staatsmänner müheten sich um dies Problem eben so vergebens, wie der Mathematiker um die Quadratur des Cirkels. Solches Bemühen aber war ein schwerer Fehler, der sich rächen mußte, denn die wahren Stützen des Königthums wurden dadurch untergraben, die rechten Royalisten entweder verletzt oder verführt und die Revolutionäre doch nicht gewonnen, denn sie mußten doch immer mit den Royalisten theilen, was sie in Republik und Kaiserthum allein besessen.

Das Hauptübel lag darin, daß die Franzosen in ihrer Masse noch immer nicht begriffen hatten, welcher Segen für ein Volk eine eigene Dynastie ist. Die Dynastie ist der höchste und erhabenste Ausdruck der Volkspersönlichkeit; wohl dem Volke, das sich in seiner Dynastie selbst sieht und fühlt. Leider vermögen das nicht alle Völker, einige vermögen es nicht mehr, andere haben es noch nicht vermocht, eine Dynastie zu erzeugen, noch andere werden es nie können und nie im Stande sein, den letzten höchsten Ausdruck für ihre Persönlichkeit zu finden. Da liegt ein Hauptpfand für die Zukunft der deutschen Stämme, sie haben eigene Dynastieen, die deutschen Stämme vermögen noch Dynastieen zu zeugen, zu tragen, den letzten höchsten Ausdruck für ihre Volkspersönlichkeit zu finden.

Möge ein solches Pfand recht theuer gewahrt werden, es ist der köstlichsten Güter Eines, die ein Volk besitzt. Man blicke auf die Völker, die es nicht mehr haben. Mit Ausnahme des Königs von Sardinien sitzt auf keinem italienischen Throne ein italienischer Fürst; das älteste Culturvolk Europa's vermag in keiner Dynastie mehr einen Ausdruck zu finden, aber es fühlt noch instinctmäßig, wo es seine Dynastie zu

suchen hat; das ist der Grund der Sympathieen, der wahren berechtigten Sympathieen der Italiener für das Königthum Victor Emanuels, nicht die liberalen Experimente seiner Cavoure und Ratazzi's, diese können Italien nur um seine letzte nationale Dynastie bringen. Frankreich hat sich um seine eigene Dynastie muthwillig, möchte man sagen, gebracht. Jetzt hat es gar keine Dynastie, denn der Bürgerkaiser Louis Napoleon ist eine Person, aber keine Dynastie, er ist es eben so wenig, als es der Bürgerkönig Louis Philippe war; der Bürgerkaiser ist nur ein potenzirter Bürgerkönig, so mächtig und bedeutend auch seine Persönlichkeit sein mag. In Spanien herrschen französische Bourbonen und auf den nationalen Stamm der portugiesischen Braganzer hat man ein deutsches Reis gepfropft. In Rußland, Dänemark und Niederland herrschen deutsche Dynastieen, die sich nach und nach zwar nationalisirt haben, aber es ist doch nicht ganz dasselbe. Die Bernadotten in Schweden, der Baierfürst in Griechenland, sie bilden noch lange keine nationale Dynastie, ja selbst das mächtige England hat es nicht vermocht, eine eigene Dynastie zu zeugen, das vermag nur noch das

deutsche Volk, und darin liegt mit die Gewähr seiner Zukunft.

Napoleon verstand davon zwar nichts, aber auch er hatte eine dunkle Ahnung, denn es war in diesem Gefühl, daß er den Völkern, die er besiegte, ihre eigenen oder wenigstens ihre legitimen Dynastieen nahm und seine Brüder an deren Stelle setzte; schwerlich wußte er selbst, was er that, aber instinctmäßig bestrebte er sich, alle Throne, die einen andern Rechtsboden hatten, umzuwerfen und an ihrer Stelle neue aufzurichten, welche mit dem seinen auf dem gleichen Boden der Willkür und der Gewalt standen. Das Ungleichartige zwischen ihm und den legitimen Fürsten lag meist nicht in den Persönlichkeiten, leider dachten Viele eben so Napoleonisch wie er, es lag in dem andern Grund und Boden, auf dem ihre Throne standen; der Gegensatz aber, der daraus hervorging, ließ und läßt sich nie vermitteln, sondern er muß vernichtet werden; darum sind zwischen legitimen Dynastieen und usurpatorischen Herrschern nur Waffenstillstände möglich, dauernder Frieden nicht.

Doch genug; wir befinden uns auf der Insel Elba, in den letzten Februartagen des Jahres 1815.

Napoleon schwieg nach der letzten Antwort des jungen Offiziers eine ziemliche Weile; offenbar kämpfte er immer noch mit einem gewissen Mißtrauen; endlich brach er sein Schweigen wieder und fragte beinahe schmeichelnden Tones: „Hat Ihnen Maret wirklich keinen Brief für mich mitgegeben?“

„Nein, Sire,“ entgegnete Dombideau, „er fürchtete, ein Brief könne mir entrissen werden, in falsche Hände fallen; da der Herzog von Bassano sich aber denken konnte, daß Ew. Majestät vorsichtig sein und mir nicht gleich trauen würden, so hat er mir einige Umstände mitgetheilt, die nur Ew. Majestät und ihm bekannt sind; daran, Sire, mögen Sie erkennen, daß Sie mir Vertrauen schenken können.“

„Und was sind das für Umstände?“ fragte Napoleon, sich begierig vorwärts beugend.

„Ich weiß, was Ew. Majestät zu Maret gesagt haben nach der letzten Unterredung mit dem Papst zu Fontainebleau und die Antwort des Herzogs von Bassano.“

„Lassen Sie sehen.“

Napoleon war in großer Aufregung, die er auch gar nicht zu verbergen sich bemühte.

„Ew. Majestät sagten," flüsterte der Offizier, „Maret, ich habe einen großen Fehler gemacht; ich hätte im Jahre 1798 Protestant werden sollen, der großen Masse wäre damals jede Confession recht gewesen, und in den Protestanten hätte ich eine zuverlässige Stütze gehabt —"

„Gut, gut," rief Napoleon, „und was antwortete mir Maret?"

„Sire, der Herzog von Bassano antwortete Ihnen, die katholischen Erinnerungen wären zu mächtig in Frankreich; die Franzosen würden viel eher einen atheistischen Herrscher sich gefallen lassen, als einen hugenottischen, aber Ew. Majestät hätten sich zu dem Papst stellen können, wie der russische Czar zu dem Patriarchen von Constantinopel, die Salbung durch den Papst bei der Krönung sei ein wirklicher Fehler gewesen."

„Das genügt, genügt vollkommen," rief Napoleon, „Maret hat Recht, die Salbung war ein Fehler; doch warum fingen Sie nicht damit an, mir das zu sagen, Sie haben mich nun um eine Viertelstunde gebracht, wissen Sie?"

Napoleon sagte das so drohend, daß der Offizier

in große Verlegenheit gerieth, Napoleon beschwichtigte ihn indessen bald, indem er sagte: „Nun, nun, beruhigen Sie sich, und nun erzählen Sie mir von Frankreich.“

Der Offizier nahm sich zusammen und entwarf nun ein Gemälde von der Situation, das eben so traurig als wahrhaft war und nur darum unrichtig, weil den Bourbonen die Schuld dieser allgemeinen Unzufriedenheit kurzweg gegeben wurde, obwohl Napoleon der eigentlich Schuldige war.

Der Kaiser hatte den jungen Mann mehrfach unterbrochen schon während seiner Schilderung, plötzlich aber bemächtigte er sich des Wortes ganz und fuhr in seiner brusquen und ungerechten Manier los: „Diese Bourbons! ich hätte nicht abgedankt, wenn ich das gewußt hätte, aber ich glaubte, das Unglück habe sie gebessert und belehrt. Ich glaubte, der König werde sich populär machen durch Wohlthaten aller Art, aber seit er den Boden Frankreichs betreten, hat er nichts als Sottisen begangen. Sein Tractat vom 23. April hat mich indignirt; durch einen Federzug hat Frankreich Belgien verloren und alle Besitzungen, die es seit der Revolution hatte —“

Napoleon vergaß, daß er alle diese Eroberungen selbst verloren hatte im Kriege; er vergaß, daß diese Länder, auf die Frankreich nur den Rechtstitel der Eroberung hatte, daß diese ihm nach demselben Recht wieder genommen wurden; und beinahe albern war es, daß Ludwig XVIII., der über kein Bataillon verfügen konnte, mit der Feder Frankreich Provinzen erhalten sollte, die Napoleon mit seinem Feldherrngenie und Hunderttausenden nicht zu schützen vermochte. Aber er redete sich nach seiner Weise in eine wahre Wuth hinein: „Talleyrand,“ schrie er, „hat die Bourbonen zu dieser Infamie verleitet; er hat sich dazu durch Geld erkaufen lassen. Unter solchen Bedingungen kann man leicht Frieden schließen. Wenn ich gewollt hätte den Ruin Frankreichs unterschreiben, so säßen sie heute nicht auf meinem Throne, aber ich hätte mir lieber die Hand abhacken lassen. Ich verzichtete lieber auf einen Thron, als daß ich ihn mir erhalten hätte auf Kosten der Ehre Frankreichs!“

Es war in alledem, was Napoleon sagte, eine solche Mißkennung der Wahrheit, eine solche Mißachtung der Geschichte, daß er eine solche Sprache nur einem so begeisterten Anhänger gegenüber, wie der

unge Offizier war, wagen konnte. Es war dieselbe Sprache, die er in seinen Manifesten und Bülletins sprach, nach deren Wortlaut man freilich annehmen mußte, daß er darin stets nur zu seinen enthusiastischen Verehrern gesprochen, zweitens aber auch, daß diese enthusiastischen Verehrer sämmtlich Narren und Unwissende gewesen. Aber Napoleon war nicht so thöricht, das zu glauben, er wußte sehr gut, warum er diese Sprache sprach, er richtete seine Worte stets an die Masse, und man kann sich die Masse nie dumm und verkehrt genug denken; in der Masse werden selbst die gescheutesten Menschen auf längere oder kürzere Zeit zu Schwachköpfen; die Verkehrtheit, die in der Masse liegt, ist überwältigend für jeden Einzelnen. Darin liegt der Fehler der Demagogen, daß sie zu allen Zeiten das Volk mit der Masse verwechselt haben, daß sie der Masse die Attribute des Volkes beilegen. Die Liberalen machen diesen Fehler mit ihren Kopfzahlwahlen noch heute. Das Volk ist eine sittliche Gliederung, ein lebendiger Körper, für den jedes Glied eine innere Nothwendigkeit ist, an dem kein Organ leiden kann, ohne die übrigen Theile des Organismus in Mitleidenschaft zu ziehen; die Masse aber ist ein

tausendmäuliges Ungeheuer, das nur den gröbsten Impulsen, der drohenden Gewalt, der dicken Schmeichelei, der klingenden Phrase und der gemeinen Lockung folgt. Napoleon hat das Volk nie anders gekannt, als in der Mißgestalt der Masse, und für diese Masse redete er die passende Sprache. Aber er hatte sich diese Sprache so angewöhnt, daß er bald gar keine andere mehr zu reden wußte. Es ging ihm wie gewissen modernen Schauspielern, die sich selbst so lieben und so hoch schätzen, daß sie in jeder Rolle nicht die Schöpfung des Dichters, sondern nur sich selbst geben, und höchstens noch eine Figur glücklich darzustellen vermögen, die ihrem eigenen liebenswürdigen „Ich" recht ähnlich ist.

Napoleon hatte immer die Masse vor sich, die er für das Volk hielt, er spielte eben seine Rolle.

„Man hat mich wie einen armseligen Verrückten geschildert," fuhr Napoleon fort, „der immer lüstern ist nach Menschenfleisch, der nach Blut lechzt; das paßte ihnen, denn wenn man einen Hund tödten will, so muß man die Leute glauben machen, er sei toll! Ha! ich werde ganz Europa von dem in Kenntniß setzen, was auf dem Congreß zu Chatillon geschehen

ist, ich werde diese Engländer, diese Russen und diese Preußen demaskiren. Europa wird dann entscheiden, ob ich der war, der nach Blut dürstete. Wahrlich, wenn ich so fanatische Lust am Kriege gehabt hätte, so brauchte ich mich ja nur hinter die Loire zu werfen, da konnte ich einen Parteigängerkrieg ohne Gleichen führen, meine Soldaten machten die Alliirten zittern, noch als dieselben schon zu Paris waren. Aber ich hatte dies Blutvergießen satt. Die Alliirten boten mir Italien für meine Abdankung, ich schlug Italien aus, man darf nirgendwo sonst herrschen, wenn man der Herrscher Frankreichs gewesen. Ich wählte diese Insel. Ich wählte sie mit Absicht. Von dieser Insel aus konnte ich Frankreich und die Bourbonen bewachen. Ich habe Alles, was ich gethan habe, stets nur für Frankreich gethan. Nicht für mich, nein, nur für Frankreich führte ich Krieg. Mein Ruhm ist groß genug, mein Name wird eben so lange auf Erden leben, wie der Name Gottes!"

Der Kaiser war aufgesprungen und hatte die letzten Sätze der maßlosesten Selbstüberhebung, in denen er aber zugleich auch die Pläne enthüllte, die er seit seiner Abdankung gehegt, gesprochen, indem er lebhaft

bewegt auf und ab schritt. Nach einer kurzen Pause blieb er vor dem Offizier, der sich gleichfalls erhoben hatte und mit höchster Bewunderung seinen vergötterten Kaiser deklamiren hörte, stehen und fragte: „Meine Generale, gehen sie an den Hof? Sie müssen da eine klägliche Figur spielen?"

„Ja, Sire!" rief der Offizier, „sie sind empört, daß ihnen dort Leute vorgezogen werden, welche nie Kanonendonner gehört haben."

Es war wahrhaftig nicht die Schuld, sondern die Ehre der Legitimisten, daß sie die Schlachten des Kaiserthums nicht mitgemacht, nur eine der unsinnigsten Parteiverblendungen konnte von den Bourbonen verlangen, daß sie noch mehr, als es geschah, Bonapartisten ihren getreuen Anhängern vorziehen sollten.

„Ich habe die Emigranten nach Frankreich zurückgerufen," zürnte Napoleon, „ohne mich wären sie im Auslande verhungert, ich habe damit einen Fehler gemacht, einen großen Fehler, aber damals hatte ich den Plan, ganz Europa zu versöhnen mit Frankreich und die Aera der Revolutionen zu schließen. Meine Liebe zum Frieden und zur Versöhnung hat mir diesen Streich gespielt! Und was sagen meine Soldaten!"

„Die Soldaten, Sire!“ erwiederte Dombideau, „unterhalten sich ohne Aufhören von Ihren unsterblichen Siegen. Sie sprechen den Namen Napoleon nie ohne Bewunderung und Schmerz aus. Wenn ihnen die Prinzen Geld geben, so trinken sie dafür die Gesundheit des Kaisers, und nöthigt man sie zu rufen: es lebe der König! so setzten sie leise hinzu: es lebe der König von Rom!“

„Sie lieben mich also noch„“ fragte Napoleon lächelnd.

„Mehr als je, Sire,“ rief der Offizier, „sie behaupten, nur der schwärzeste Verrath habe den Kaiserthron gestürzt.“

„Sie haben Recht, Sie haben Recht,“ entgegnete Napoleon lebhaft, „es ist eine Genugthuung für mich, von Ihnen, mein Herr, zu hören, daß die Situation Frankreichs so ist, wie ich sie mir gedacht habe. Die Dynastie der Bourbonen ist nicht mehr fähig zu regieren, ihre Regierung mag gut sein für Pfaffen und Junker und alte Gräfinnen, sie taugt nichts für das gegenwärtige Geschlecht, die Armee wird niemals wieder königlich sein, nur mit mir findet die Armee Ge-

nugthuung, Rache, Siege, mit den Bourbonen kann sie nur Niederlagen finden; die Könige herrschen nur durch Liebe oder durch Furcht, die Bourbonen aber liebt Niemand und Niemand fürchtet sie; sie stürzen selbst ihren Thron, aber sie werden sich doch noch lange halten, denn Frankreich weiß nicht zu conspiriren."

Napoleon hatte diese letzten Worte sehr langsam gesprochen; er warf einen ächt italienisch-corsischen Blick auf den Offizier, dann setzte er seinen Gang auf und ab im Zimmer fort. Immer anscheinend mit sich selbst mehr als mit Dombideau sprechend, deklamirte er weiter gegen die Bourbonen und gegen die Alliirten, dazwischen aber that er eine Menge scheinbar ganz unbedeutender Fragen, die aber alle auf einen bestimmten Zweck hindeuteten. Der Offizier wußte trefflich Bescheid, die Leute, welche ihn gesandt, hatten in ihm ein treffliches Werkzeug gefunden. Er war wie ein Lexicon, der Kaiser brauchte es nur aufzuschlagen, um Alles zu finden, was er wünschte. Plötzlich fragte derselbe direkt: „Was würde man thun, wenn man die Bourbonen vertrieben hätte? Würde man die Republik wieder herstellen?"

„Die Republik? Sire, Niemand denkt an die

Republik," entgegnete Dombideau, „vielleicht würde man eine Regentschaft proklamiren!"

„Eine Regentschaft," rief Bonaparte, sichtlich auf's Unangenehmste überrascht, „eine Regentschaft, und warum eine Regentschaft, Monsieur? Bin ich denn todt?"

„Sire, stammelte der Offizier erschrocken, „Ihre Abwesenheit!"

„Meine Abwesenheit, was thut meine Abwesenheit dabei, in zwei Tagen bin ich in Frankreich, wenn mich das französische Volk ruft — glauben Sie, daß ich gut daran thäte, jetzt nach Frankreich zu kommen?"

Napoleon sah den jungen Mann mit flammenden Blicken an.

„Sire, ich bin, ich weiß" — Dombideau war so bestürzt, daß er nicht zu antworten vermochte.

„Das ist nichts," zürnte der Kaiser, „ja oder nein, antworten Sie!"

„Nun denn," rief der Offizier, „ja, ja!"

„Was sagt Maret?" fragte Napoleon zufrieden.

„Der Herzog von Bassano," erwiederte der Gefragte, sich seiner Lektion erinnernd, „der diese Frage vorausgesehen, sagte mir: „„Sie werden dem Kaiser

sagen, daß ich es nicht auf mich nehme, eine solche Frage allein zu entscheiden, daß er aber Folgendes als positiv annehmen könne: die Regierung hat keinen Fuß breit Boden, weder im Volk noch in der Armee, das Mißvergnügen hat den höchsten Grad erreicht, die Regierung kann sich nicht mehr halten, der Kaiser ist der Gegenstand aller Wünsche der Nation, der Kaiser wird in seiner Weisheit selbst entscheiden, was er unter diesen Umständen zu thun hat."" Das, Sire, ist es, Wort für Wort, was mir der Herzog von Bassano gesagt hat."

Der Kaiser wurde nachdenklich, erst nach einer langen Pause der Ueberlegung sagte er: „Ich werde mir das überlegen, ich behalte Sie bei mir, kommen Sie morgen um eilf Uhr wieder."

Damit entließ er ihn.

Der junge Offizier wurde beim Heraustreten aus dem Cabinet des Kaisers von dem Großmarschall empfangen, der ihn zu seiner Gemahlin führte, dort fand er eine Menge Leute, die alle begierig waren, etwas von Frankreich zu hören. Er erzählte und plauderte; aber obgleich die ernste Unterredung, die er

gehabt, immer wie ein mahnendes Gespenst hinter ihm stand, so hatte er doch keine Ahnung von dem Entschluß, den er zur Reife gebracht in der stürmischen Seele des verbannten Imperators.

Am folgenden Tage hatte er noch eine Unterredung mit dem Kaiser, aus welcher er schließen mußte, daß Napoleon in diesem Augenblick wenigstens nicht daran denke, nach Frankreich zurückzukehren, wohl aber, daß er die Absicht habe, kurz, daß er in späterer Zeit diesen Schritt thun werde, denn er verabredete eine Chiffre und eine Correspondenz sehr genau und bis in's geringste Detail mit ihm. Mit diesen Gedanken reiste der Offizier ab nach der Küste Italiens zurück.

Kaum aber waren seit seiner Abreise einige Stunden verflossen, als die Insel Elba plötzlich ein ganz anderes Ansehen bekam, Estafetten, Ordres, Contreordres gingen und kamen von Longone nach Porto-Ferrajo und umgekehrt — die ganze Insel wurde zum kaiserlichen Hauptquartier, Napoleon gab sich der lange entbehrten Thätigkeit mit einem brennenden Eifer hin.

Am sechsundzwanzigsten Februar um ein Uhr er-

hielten die Garden und die Offiziere des Hauses den Befehl, sich reisefertig zu halten.

Ein nicht endendes Vive l'empereur! erscholl, die Repräsentanten der alten Schlachtenbanden jubelten dem Kampf entgegen, die ganze Bevölkerung der Insel gerieth in Bewegung, alle Welt glaubte, daß Napoleon Elba verlasse, um sich nach Neapel zu begeben, wo sein Schwager Murat noch auf dem wankenden Throne saß. Niemand hegte den Gedanken, daß Napoleon es wagen könne, nach Frankreich zu gehen.

Um acht Uhr Abends donnerte der Kanonenschuß, der das Zeichen zur Einschiffung gab, die Trommeln wirbelten und unter rauschender Musik bestiegen die Franzosen die Fahrzeuge. Es waren die Brigg „l'Inconstant", sie trug 26 Kanonen und 400 Mann Garde-Grenadiers, und sechs kleine Fahrzeuge, bemannt mit 200 Mann Infanterie, 200 corsischen Chasseurs und etwa 100 polnischen Chevauxlegers. Dem äußern Anblick nach waren sämmtliche Schiffe Handelsfahrzeuge.

Der Kaiser kam an Bord mit dem Grafen Bertrand, dessen Augen in Hoffnung funkelten, General Drouot war ernst, General Cambronne schien nur mit seinem Dienst beschäftigt.

Napoleon scherzte mit den Grenadieren, er zupfte sie an den Schnurrbärten und trieb jene Schäkereien mit ihnen, die sie so liebten; plötzlich rief er: „Grenadiers, wir gehen nach Frankreich, nach Paris!"

In allen Gesichtern leuchtete ein helleres Roth auf: „Vive la France! Vive la France!"

Hinaus in die Nacht, in den schweigenden Ocean schwamm das Schiff, das den Cäsar führte und sein Glück.

Aber der Wind legte sich; bei Anbruch des Tages hatte die Flotte erst wenige Meilen zurückgelegt, die Gefahr für das Unternehmen war groß, denn das Meer war mit französischen und englischen Kreuzern bedeckt.

Gegen Mittag frischte der Wind ein wenig auf, um vier Uhr war die Escadre auf den Höhen von Livorno.

Um fünf Uhr bemerkte man eine Corvette der königlichen Marine, nun wurde Alles verborgen, was die Anwesenheit von Truppen am Bord des „Inconstant" verrathen konnte; um sechs Uhr war der „Zephyr", Capitain Andrieux, auf dem Lee des „Inconstant".

Capitain Andrieux rief das ihm bekannte Schiff durch das Sprachrohr an und fragte, wie sich der Kaiser befinde.

Napoleon antwortete ihm selbst durch das Sprachrohr, daß sich der Kaiser vortrefflich befinde.

So entrann er der Gefahr.

In der Nacht segelten die Schiffe mit frischem Winde und am folgenden Tage lag Frankreichs Küste vor ihnen.

Mit lautem Jubelruf begrüßten sie die Soldaten, Napoleon aber ließ die Flaggen und Cocarden, die weißen mit dem amaranthenfarbenen Balken und den Bienen, ablegen und die alte Tricolore wehete wieder über ihren alten Trägern.

Viertes Kapitel.

Hannibal ante portas!

„Feindlich ist des Mannes Streben,
Mit zermalmender Gewalt
Geht der wilde durch das Leben
Ohne Rast und Aufenthalt.
Was er schuf, zerstört er wieder,
Nimmer ruht der Wünsche Streit,
Nimmer, wie das Haupt der Hyder
Ewig fällt und sich erneut!“
(Schiller.)

Das für die Nerven des Gesunden so beängstigende Dämmerlicht, so wie die eigenthümliche Atmosphäre der Krankenstube, quälten den Baron von Raucourt, der an dem Bette des Vicomte Alexis von Noailles saß, fast noch mehr, als die einzelnen Blicke, welche der Priester-Diplomat von Zeit zu Zeit auf ihn abschoß; Noailles blickte dem Baron nicht forschend in's

Gesicht, er fixirte ihn nicht, nein, er sah ihn kaum an; von Zeit zu Zeit nur schnellte er gleichsam einen funkelnden Blick wie einen Pfeil aus seinen dunkeln Augen nach dem Gesicht des Barons, der sich ihm gegenüber in dem Nachtheil befand, vortragend reden zu müssen, während er nicht im Stande war, die Züge des Vicomte zu erkennen bei dem gedämpften Licht der Lampe, welche auf dem kleinen Nachttisch am Bette des Kranken stand.

Innerlich verwünschte er den Gichtanfall des Vicomte, der ihn in diese fatale Situation versetzte, und er würde denselben wahrscheinlich für eine Kriegslist des Zöglings der clericalen Diplomatie Italiens, welche solche kleine Hülfen liebt, gehalten haben, hätte er nicht von Zeit zu Zeit jenes unterdrückte Schmerzensgestöhn und jene schwere Respiration vernommen, die er bei den Gichtanfällen, welche seinen Oheim, den Grafen Raucourt, heimsuchten, zur Genüge kennen gelernt hatte.

Er glaubte wider seinen Willen beinahe an die Aechtheit des Gichtanfalls, der den Vicomte betroffen, aber er war fest überzeugt, daß der Vicomte auch diesen Zufall so gut als möglich benutzen werde, um

in seiner Seele zu lesen. Da in seiner Seele aber so Manches stand, was er nicht für gut hielt, zur Kenntniß Anderer kommen zu lassen, so war er auf seiner Hut und hielt sich in einer Reserve, die er durch seine Theilnahme an den Leiden des Kranken mit eben so viel Glück als Geschick maskirte.

„Also auch in dieser kleinen Frage hat dieser Mensch, wie in allen großen, nicht nur gegen den Willen des Königs, sondern auch gegen den klaren Vortheil Frankreichs gehandelt?“ sprach der Vicomte ganz leise.

„Den Willen Seiner Majestät zu kennen habe ich nicht die Ehre,“ entgegnete der Baron, „jedenfalls aber stimmte derselbe mit dem Vortheil Frankreichs überein, indessen scheint Herr von Talleyrand anderer Ansicht zu sein.“

„Jetzt, da er vom Könige von Sachsen drei Millionen genommen, ist er freilich anderer Ansicht,“ stöhnte Noailles; „Preußen wird Sachsen über kurz oder lang doch bekommen, der König, unser Herr, wollte Preußen unterstützt wissen in seinen Ansprüchen auf Sachsen. Der König von Sachsen sollte am Rhein entschädigt werden, in diesem Falle blieb uns

Landau; Koblenz und die anderen Festungen kamen an einen kleinen befreundeten Staat, der, zwischen Frankreich und Preußen gestellt, einen Zusammenstoß hinderte. Für die drei Millionen sächsische Thaler will Herr von Talleyrand die Schlüssel Frankreichs an die Nachfolger Friedrichs des Großen ausliefern. Es ist empörend!"

Da der Vicomte schwieg, so nahm der Baron das Wort wieder und sagte: „Der Nachtheil, der für Frankreich aus dieser Politik hervorgeht, ist noch größer; ich höre, daß Herr von Talleyrand entschlossen ist, die Einwilligung Rußlands zu diesem Arrangement durch die Uebergabe von ganz Polen an Rußland zu erkaufen."

Der Vicomte krümmte sich auf seinem Schmerzenslager; „er zerstört," seufzte er, „das letzte Hemmniß für die moskowitische Macht; Bonaparte, dem es klar werden mußte, daß die Polen Frankreichs natürliche Verbündete sind, hat sie getäuscht und betrogen. Der König wünschte den Polen zu zeigen, daß er sich besser auf den wahren Vortheil Frankreichs verstehe, als der Usurpator, er wollte den Rest einer polnischen Selbstständigkeit retten; Herr von Talleyrand aber schenkt

Polen an Rußland, damit Preußen den Schlüssel zu Frankreich bekomme; das nennt man Politik!"

„In einem Punkt," fuhr der Baron fort, „hat aber Herr von Talleyrand des Königs Wünsche erfüllt; er hat sich endlich für die Restauration der Bourbonen in Neapel ausgesprochen, dieselbe ist beschlossen; Herr Murat wird nur noch hingehalten."

„Ja," versetzte der Vicomte bitter, „er hat das Fürstenthum Benevent an den König von Sicilien verkauft für einen ungeheueren Preis, und warum sollte er auch nicht? der Bediente Bonaparte's hat seinen Herrn verlassen, er verkauft nun auch dessen Livrée, er nennt sich schon lange nicht mehr Fürst von Benevent, abgelegt hat er die Livrée, die er jetzt verkauft, schon früher."

„Frankreich verlor durch ihn so viel," zürnte der Baron aufrichtig, „er darf aber nichts verlieren!"

„Und nicht ein Mal mit diesem kleinen Fürstenthum Monaco," seufzte der Vicomte, „soll der König seinen Willen haben, weil es der Marquis von Grimaldi in gerechtem Stolz verschmäht, Herrn von Talleyrand zu bitten und Geld zu bieten für das ihm zustehende Erbe; Valentinois hat den Vortheil benutzt."

„Wir sind nicht sehr glücklich hier in Wien, mein Herr Vicomte, es ist —"

In dem Augenblicke wurde das Gespräch der beiden Herren unterbrochen, es trat ein Diener ein, der die Thüre leise hinter sich schloß und dann mit geräuschlosen Schritten über den weichen Teppich glitt und sich dem Bett des Vicomte mit einem Gesicht näherte, auf welchem sich die höchste Aengstlichkeit zeigte.

Noailles hatte sich durch das unerwartete Erscheinen seines Dieners förmlich erschreckt aufgerichtet und blickte ihn mit zornigem Blick an, gleich darauf aber sank er schmerzlich stöhnend in die Kissen zurück.

Der Diener sprach kein Wort, aber er trat dicht an das Bette seines Herrn und steckte demselben hastig etwas in die Hand, dann erst flüsterte er leise: „Verzeihung, höchst dringend!"

Das scharfe Ohr Raucourts vernahm, daß der Vicomte ein Papier in seinen schmerzzuckenden Händen knitterte, er vernahm den leisen Ausruf der Ueberraschung, der dem Vicomte entfuhr, und erhub sich rasch.

„Bleiben Sie, Baron," rief der Vicomte, „ich bitte, mein Gott! warum bin ich so schwach! Besorgen Sie

sogleich das Kohlenbecken, Fortanes," befahl er dann dem Diener, der sofort verschwand.

„Herr Baron," nahm Noailles das Wort, als sich der Diener entfernt hatte, „ich habe hier einen Brief von höchster Wichtigkeit, ich erkenne das an der Form; er ist mit Citronensaft geschrieben, er muß also über das Feuer gehalten werden; ich bin nicht im Stande, mich zu erheben, ich muß auf der Stelle wissen, was er enthält, ich habe Niemanden im Augenblick hier, auf den ich mich verlassen kann, ich habe treue Diener, aber selbst der erprobtesten Treue darf ich vielleicht nicht anvertrauen, was dieses Couvert enthält; dagegen will ich mich auf das Wort eines französischen Edelmanns verlassen. Sie halten den Brief über das Kohlenfeuer und werfen keinen Blick darauf!"

Der Vicomte sagte das mit einer fieberhaften Hast und mit solcher Angst zugleich, daß der Baron, unwillkürlich ergriffen, sogleich antwortete: „Ich gebe mein Wort als französischer Edelmann!"

„So nehmen Sie den Brief und sagen Sie mir, ob das Siegel ganz unversehrt ist?"

Der Baron nahm den Brief; er sah, daß der Vicomte heftig zitterte.

„Das Siegel ist ganz unversehrt," sagte er, sich durch einen prüfenden Blick überzeugend, „das Wappen ist mir unbekannt."

Das Couvert dieses Briefes, ziemlich groß, war von einem groben, eigenthümlich grauen Papier.

„Lesen Sie die Aufschrift, ich bitte!" befahl der Kranke.

„An den Herrn Vicomte Alexis von Noailles. Wien." las der Baron.

„Bemerken Sie nichts Besonderes an der Aufschrift?" fragte der Vicomte in fieberhafter Aufregung.

„Nein!" entgegnete der Baron nach längerer Prüfung.

„Doch! Sehen Sie besser zu!" rief der Vicomte befehlend, „es muß sein!"

Es entstand eine Pause, während welcher der Baron die Aufschrift des Briefes eben so aufmerksam musterte, wie der Vicomte das Gesicht des Barons. Endlich zog ein leises Lächeln über die Züge Raucourt's.

„Sie haben es?" flüsterte der Vicomte, „Gott sei Dank!"

„Es ist hinter jedem Wort der Adresse ein kleiner Punkt!" sagte der Baron.

„Richtig," fuhr der Vicomte fort, „jetzt brechen Sie das Siegel, aber vorsichtig, unter dem Siegellack muß der Brief noch ein Mal mit Oblate gesiegelt sein; Sie müssen in dem Couvert einen Brief finden, mit Dinte geschrieben, so, ziehen Sie ihn vorsichtig heraus, ich bitte, entfalten Sie ihn über dem Tisch, leise!"

Der Baron that Alles genau, wie ihm der Vicomte vorschrieb, jetzt rief dieser: „Sehen Sie zu, Baron, ist nichts herausgefallen aus dem Brief? Sehen Sie genau zu!"

„Einige Körner Sand!" entgegnete der Baron.

„Gut, der Brief ist nicht geöffnet worden!" stöhnte der Vicomte, wie es schien erleichtert, dann sagte er, der Brief, der nur auf der ersten Seite beschrieben ist, wird fingirte Handelsnachrichten enthalten, es lohnt nicht der Mühe, sie zu lesen, nehmen Sie das weiße Blatt, welches darin liegt und klingeln Sie, wenn Sie die Güte haben wollen."

Der Baron that schweigend wie ihm geheißen wurde.

Der Diener brachte das Kohlenfeuer und entfernte sich.

„Halten Sie das Blatt an die Gluth, nicht parallel, ich bitte!“ Die Stimme des Vicomte erlosch fast ganz, er mußte etwas Ungeheures erwarten, seine Augen verließen den Baron nicht eine Secunde, der langsam das Blatt der Flamme nahe brachte und nicht darauf blickte, so weit das möglich war.

„Ich bitte!“ rief der Vicomte hastig, er hatte die mit Citronensaft geschriebenen Buchstaben hervortreten sehen.

Der Baron reichte ihm das Blatt, schob den Tisch mit der Lampe nahe und trat discret einen Schritt zurück, er hatte nichts gelesen, er hatte aber gesehen, daß der Brief nur eine einzige Zeile enthielt. Er mußte sich sagen, daß eine einzige Zeile mit dieser Vorsicht gesendet, eine ungeheure wichtige Nachricht enthalten müsse; die Aufregung des Vicomte hatte ihn angesteckt, er blickte starr und mit pochenden Pulsen auf den Kranken, in dessen Hand das Papier knisterte; der einzige Laut in der tiefen Stille.

Der Vicomte hatte gelesen, starr lag er da, sein Gesicht war furchtbar entstellt, der Baron begann einen Schlaganfall zu fürchten, da sah er, wie der Vicomte die Lippen bewegte; er betete und er betete mehrere

Minuten lang. Endlich sagte er mit leiser Stimme: „Baron, machen Sie das Zeichen des heiligen Kreuzes, ich bin nicht im Stande, ein Glied zu rühren, nehmen Sie mir dieses Blatt aus der Hand und lesen Sie!“

Mit jedem Wort, das der Vicomte sprach, wurde seine Stimme fester.

Der Baron that, wie er verlangte und las: „Genua, den 28. Februar. Bonaparte hat Elba gestern verlassen, er ist nach Frankreich!“

Dem Baron war es als schlüge ein Blitzstrahl schmetternd vor ihm in die Erde, er taumelte fast, dann sich zusammennehmend rief er: „Es ist nicht möglich!“

„Fast unmöglich!“ entgegnete der Vicomte lächelnd; „aber,“ setzte er ernst hinzu, „mir ist es verboten, an einer Mittheilung, die mir so gemacht wird, zu zweifeln!“

„Das ist Tollheit und Bonaparte ist verrückt geworden!“ schrie der Baron außer sich.

„Der Mensch hat noch tollere Dinge schon gemacht,“ versetzte der Vicomte, dann fuhr er mit erhobener Stimme fort: „Jetzt, Herr Baron, ersuche ich Sie im Namen Sr. Majestät des Königs, sich so-

fort zu dem russischen General Grafen Pozzo di Borgo zu begeben, ihm diese Nachricht mitzutheilen und ihm zu sagen, daß er sie nutzen und mich sobald als möglich aufsuchen möge. Lord Wellington wird diese Nachricht wahrscheinlich durch Lord Bentink auch erhalten, und ich will nicht, daß er sie mit Talleyrand in Gemeinschaft gegen Frankreich ausbeutet. Sie finden den Grafen Pozzo die Borgo auf der Burg, wie Sie wissen, werden lebende Bilder dargestellt in den Gemächern der Kaiserin von Oesterreich. Gehen Sie, eilen Sie, kein Wort!"

Halb träumend gehorchte der Baron, er ging, erst in seinem Wagen sammelte er sich wieder etwas; die Rückkehr Bonaparte's stellte seinen Neubau des Hauses Raucourt von Neuem in Frage; er sagte sich das gleich, nachdem er sich von dem ersten Erstaunen erholt hatte. Er kannte ziemlich genau die Chancen, die Bonaparte hatte, er schätzte seine Aussichten ziemlich richtig und er kannte die Franzosen.

Er gelangte ungehindert bis in's Innere der kaiserlichen Hofburg, aber er machte keinen Versuch, bis in die Gemächer der Kaiserin zu dringen, sondern begnügte sich, in dem Vorzimmer zu warten. Leicht hätte er

einen Kämmerer der Kaiserin verlangen und durch ihn den Grafen Pozzo di Borgo herausbitten lassen können; aber er begriff, daß es nicht bekannt werden dürfe, von wem der russische General die Kunde erhalten. Er wartete, bis ein russischer General, der das Fest verlassen wollte, das Vorzimmer passirte, den trat er an und ließ durch ihn den Grafen Pozzo di Borgo zu sich bitten.

Der Russe war höflich und gefällig, und einige Minuten später trat der Korse, der Todfeind Napoleons, in das Gemach; Raucourt führte ihn in eine Fensternische und sagte leise: „Der Vicomte von Noailles läßt Ew. Excellenz sagen, daß Bonaparte am siebenundzwanzigsten Februar die Insel Elba verlassen und sich nach Frankreich begeben hat!"

Der Eindruck, den diese Nachricht auf den Korsen machte, war ein ganz anderer, als ihn Raucourt erwartet hatte. Graf Pozzo di Borgo's Antlitz erleuchtetete sich förmlich, die ganze Gluth des Todhasses flammte auf in seinen Augen, die Botschaft war offenbar eine Freudenbotschaft für ihn; nur mit jener Aengstlichkeit, mit der man an einem unerwarteten Glück zweifelt, mit keiner andern, fragte er leise: „Sie sind

der Baron Raucourt vom Hause Monsieurs, deß Vicomte von Noailles sendet Sie, er allein kann diese Nachricht haben, ich zweifle nicht. Sagen Sie dem Vicomte, daß ich ihn sofort nach dem Schluß der Soirée besuchen würde, sagen Sie ihm, daß ich mich für diese Nachricht dankbar beweisen würde. Welches Glück!"

Der Baron hielt den General für verrückt und sah ihn mit einem Blick an, der diesen Gedanken verrieth.

Der russische General bemerkte es und sagte leise lächelnd: „Verstehen Sie denn nicht, daß sich durch diesen Streich Bonaparte völlig zu Grunde richtet, ich gehe, um ganz Europa gegen ihn unter's Gewehr zu rufen! Adieu!"

Der Baron verließ die Hofburg, der Graf Pozzo di Borgo kehrte in den Salon der Kaiserin zurück. Er hatte Mühe, den Ausdruck der Freude zu dem gewöhnlichen Lächeln zu ermäßigen.

In dem Augenblick, in welchem er wieder in den Salon trat, war die gesammte hohe Gesellschaft mit dem Anblick eines wahrhaft prachtvollen Bildes beschäftigt, das aus den schönsten Herren und Damen der hohen Aristokratie zusammengestellt war.

Es zeigte die Zusammenkunft des letzten Ritters, des edlen Max von Oesterreich, mit der schönen Erbtochter Karls des Kühnen, mit Maria von Burgund, nach einem Gemälde des Wiener Malers Petter. Die Herzogin von Dino namentlich und ihre Schwestern erregten allgemeine Bewunderung. Der Enthusiasmus hatte bis zu einem gewissen Grade die Etikette verbannt.

In diesem Moment war es, wo der General Graf Pozzo di Borgo hinter seinen Kaiser trat und ihm zuflüsterte: „Verzeihung, Sire, wenn ich störe, gestatten Sie mir —"

„Was wollen Sie, Graf?" fragte Alexander, sich verwundert halb umdrehend.

„Bonaparte hat sich am 27. vorigen Monats eingeschifft und ist nach Frankreich gesegelt!" flüsterte Graf Pozzo di Borgo.

Alexander starrte einen Moment in das Gesicht des Grafen, dann neigte er sich ihm zu und fragte: „Die Nachricht ist sicher?"

„Ich würde es nicht gewagt haben, sie Ew. Majestät mitzutheilen, wenn sie es nicht wäre!" antwortete der Graf, obwohl ihm in dem Augenblick das Herz

zu klopfen begann, denn war es nicht möglich, daß man ihn mystificirt hatte. Indessen konnte er nicht mehr zurück.

Alexander schien einen Moment zu überlegen, dann faßte er die Hand des Königs von Preußen, der in seiner Nähe stand, und führte denselben nach dem Hintergrund.

Das schon erregte einiges Aufsehen.

Als aber Alexander mit dem Könige von Preußen zu dem Kaiser von Oesterreich ging, gerieth die hohe Gesellschaft in eine gewisse Aufregung, doch wußte man noch nichts.

Der Fürst von Talleyrand vermochte seinen Unmuth kaum zu verbergen, er suchte vergeblich mit den Augen nach dem Fürsten Metternich.

Der König von Bayern und der König von Dänemark traten auf Ersuchen zu den großen Monarchen. Die zahlreichen kaiserlichen und königlichen Hoheiten bildeten eine besondere Gruppe, die ganze Gesellschaft war in Bewegung. Die Figuren der lebenden Bilder traten aus den Rahmen, Max und Maria, die Bischöfe und die Ritter, die Damen und Pagen, Alles fragt und forscht.

Endlich hört man einzelne Ausrufe, Fragen, Zweifel, Aengstlichkeit, Zorn und Verwunderung laut werden. „Er hat sich eingeschifft! Wer denn? Bonaparte! Wohin denn? Nach Frankreich! Nach Amerika! Nach Italien! Die ganze Verantwortlichkeit fällt auf die Nachlässigkeit der englischen Kreuzer! Wir werden England hierfür verantwortlich machen!“ So wogte und wirrte es durcheinander.

Ein guter Beobachter hatte hier die beste Gelegenheit, das menschliche Herz zu studiren, denn in diesem ersten Augenblicke der Bewegung war Niemand gegen den gewaltigen Eindruck dieser Nachricht auf seiner Hut und vermochte seine Haltung ganz zu behaupten. Einige zeigten offen ihr Vergnügen über diese Nachricht, sie sahen alle die Uebel, welche diese staunenswerthe Episode über Frankreich bringen mußte, über das verhaßte Frankreich; Andere schienen schon in ernstem Sinnen die Vortheile einer neuen Invasion und eines neuen Congresses zu berechnen. Aller Augen aber waren auf die Gruppe gerichtet, in welcher die drei großen Monarchen standen. Von da mußten die Beschlüsse kommen. Alexander von Rußland sprach

aufgeregt, der König von Preußen ruhig aber eindringlich, Kaiser Franz schwieg und schüttelte den Kopf.

In diesem Augenblicke der allgemeinen Bestürzung trat der Herzog von Wellington ein, sichtlich zu aufgeregt, um auf die Aufregung zu achten, in welcher sich die Gesellschaft befand; einige Herren eilten ihm entgegen, er aber ging auf den Fürsten Talleyrand zu, setzte sich neben ihm nieder und flüsterte: „Höchst wichtige Nachricht, mein Fürst; Lord Bentinck meldet mir von Genua, daß Bonaparte Elba am 27. Februar verlassen und sich nach Frankreich eingeschifft hat."

„Alle Welt ist schon von Ihrer Gnaden Neuigkeit unterrichtet!" entgegnete Talleyrand fast unartig in seinem Unmuth, daß er so spät eine Nachricht erfuhr, die er gern so lange als möglich für sich allein gehabt hätte.

„Wie ist das möglich?" stammelte Se. Gnaden von Wellington.

Talleyrand zuckte die Achseln und zeigte auf die Monarchen, welche so eben den Salon zusammen verließen, offenbar um sich in einem der anstoßenden Gemächer vertrauter besprechen zu können.

Graf Pozzo di Borgo eilte seinem Souverain nach

und flüsterte demselben, alle Etikette bei Seite setzend, zu: „Sire, so eben hat der Herzog von Wellington aus anderer Quelle als ich dieselbe Nachricht erhalten und sie dem Fürsten Talleyrand mitgetheilt, es kann also kein Zweifel mehr sein."

Der Haß macht scharfsichtig; Graf Pozzo di Borgo hatte das Gespräch des Lords mit Talleyrand belauscht, ohne auch nur ein Wort von demselben vernommen zu haben.

Die drei Monarchen standen um einen kleinen Tisch mit einer prächtigen Malachitplatte, ein Geschenk des Czaren an die Kaiserin von Oesterreich — rings um sie dufteten Blumen, rings um sie wehete der Geist einer ordnenden Frauenhand, unterstützt von einem Luxus, wie ihn nur der Thron gestattet, und einem Geschmack, der frei, ohne Rücksicht auf Ostentation, sich zu entfalten vermag. Die drei mächtigsten Souveraine Europa's standen in dem Wohnzimmer der Kaiserin von Oesterreich.

Alexander von Rußland war in einer Aufregung, welche er wohl zu beherrschen, aber nicht zu verbergen suchte; der letzte Kaiser, der das Diadem Karls des Großen getragen, zwar etwas ruhiger war, als der

große Czar, aber seine zuckende Lippe verrieth von Zeit zu Zeit doch die gewaltige Bewegung, in die ihn die Nachricht versetzt. Am gefaßtesten war König Friedrich Wilhelm von Preußen; wohl erwog auch er, welche Opfer sein Volk von Neuem werde bringen müssen, aber er wußte auch, daß derselbe Gott, der aus der armen Mark Brandenburg durch die Hohenzollern das mächtige Königreich Preußen gemacht, daß der die Rückkehr des furchtbaren Usurpators zugelassen. Ihm war es auf der Stelle klar, was er, was sein Volk zu thun habe; er wußte, daß er die Trommeln rühren und die Trompeten blasen lassen, daß er auf's Neue, in Stahl gepanzert, sich auf den Todfeind werfen müsse, um denselben nun völlig zu vernichten; er fühlte vielleicht auch, daß seinem Volke ein neuer Frankreichzug nicht unerwünscht komme. Aber er dachte und fühlte das Alles ohne persönlichen Groll, er bekämpfte in Napoleon Bonaparte ein feindseliges Princip, keinen Menschen, so viel Böses er auch persönlich erduldet hatte von dem Usurpator. Er hatte mehr, Schwereres von dem Menschen Bonaparte geduldet und gelitten in dunkeln Tagen, als die Kaiser von Rußland und Oesterreich, aber das hatte er längst von sich geworfen,

und nun stand er dem feindlichen bösen Princip gegenüber, des Rechtes sich bewußt, ein fester Ritter mit blankem Schild und guten Waffen. Friedrich Wilhelm hatte sich nichts vorzuwerfen dem Usurpator gegenüber, der Hohenzoller hatte sich besiegt und geschlagen einst dem Zwang unterworfen; er hatte seitdem wieder gesiegt, seine Niederlagen gerächt, jede Scharte ausgewetzt an seinem Ehrendegen; er bekämpfte in Bonaparte nur noch die Revolution, deshalb stand er so stolz da in ernster Ruhe.

Anders aber war es mit den beiden Kaisern.

In Alexanders Herz stachelten zwei Worte, zwei Namen, Tilsit und Erfurt, er hatte seinen edlen Geist überwältigen lassen durch die Künste Napoleons und den Usurpator seinen Freund genannt, und Franz von Oesterreich hatte demselben ja einen noch innigeren Namen bewilligt, darum war ihr Verhältniß zu Bonaparte ein anderes, als das des Preußenkönigs, ein mehr oder minder getrübtes. Aber es war nicht das allein, was Alexander bewegte, denn während er den Monarchen Preußens und Oesterreichs mittheilte, daß an der Wahrheit der Nachricht gar kein Zweifel mehr sein könne, da auch der Herzog von Wellington dieselbe

erhalten, legte er wie unwillkürlich zwei Mal seine Hand auf sein Herz, da wo unter der goldgestickten Uniform ein Papier leise knisterte.

Wer will sagen, was in Alexanders Seele vorging, wenn er dieses Papier knistern hörte?

Das Papier enthielt die authentische Benachrichtigung, daß es den Ränken des Fürsten Talleyrand gelungen, eine Triple-Alliance zwischen Oesterreich, Frankreich und Großbritannien zu Stande zu bringen, eine Alliance gegen ihn und den König von Preußen, zu dem Zweck abgeschlossen, ihm seine Entschädigung in Polen, seinem Alliirten die Entschädigung in Sachsen zu verkümmern. Vielleicht schoß wie ein Blitz der Gedanke durch Alexanders Seele, den Congreß zu zerreißen, Wien zu verlassen, sich Polens zu bemächtigen und die Coalition dem Usurpator allein gegenüber zu lassen. Rußland war wohl sicher vor einer zweiten Invasion Bonaparte's. Wenn aber Alexander diesen Gedanken auch wirklich einen Augenblick gehegt haben sollte, so hat er denselben auch sofort erstickt, er konnte ihn nicht hegen, wenn er auf seinen preußischen Alliirten blickte, er wußte, daß Friedrich Wilhelm um keinen Preis, um kein doppeltes Sachsen, gewichen wäre von

dem Princip, das in Preußen gerade seinen vollendetsten Ausdruck gefunden, von dem Princip des Rechtes der Usurpation gegenüber.

„Der Sieg,“ sagte Alexander gepreßt, „auf den wir gemeinsam stolz sein durften, ist auf's Neue bedroht; ich hoffe, der gemeinsame Feind findet uns bei seiner Rückkehr von der Insel Elba ebenso einig wieder, als er uns bei seiner Abreise verlassen hat. Gott, der uns den Sieg einmal geschenkt, wird ihn uns auch zum zweiten Male verleihen. Ich ertheile meinen Garden Befehl, umzukehren.“

Friedrich Wilhelm reichte, ohne ein Wort zu sagen, die Hand hin, die Hand der stahlfesten Preußentreue, die noch keinem wahrhaft Verbündeten gefehlt hat in ernster Stunde, und die Kaiser Oesterreichs und Rußlands faßten die Preußenhand mächtig bewegt Beide.

Das war die Stunde, in welcher die heilige Alliance wurde, zu welcher der Grund längst schon gelegt war in den drei edlen Herzen.

„Es wird nothwendig sein, daß wir uns vor unsern Völkern sofort erklären!“ nahm Friedrich Wilhelm nach einer längeren Pause das Wort.

„Der Vertrag von Chaumont muß eine neue Weihe erhalten!“ rief Alexander.

„Wir wollen gemeinschaftlich ein Manifest erlassen, damit Europa sogleich weiß, was es von uns zu erwarten hat in dieser neuen Gefahr!“ sagte Kaiser Franz, „denn der allgemeine Friede ist in großer Gefahr. Napoleon würde nicht gewagt haben, nach Frankreich zurückzukehren, wenn er nicht eines bedeutenden Anhangs sicher wäre, und ich fürchte sehr für den kaum wiederhergestellten Thron der Bourbonen.“

„Sie haben Recht, mein Herr Bruder,“ entgegnete Alexander lebhaft, wir wollen ein Manifest erlassen, in welchem wir den Völkern unsern festen Entschluß kundgeben, daß die Monarchen von Oesterreich, Preußen und Rußland nicht mit jenem unseligen Manne unterhandeln und nicht eher die Waffen niederlegen werden, bis sie ihn, der das einzige Hinderniß des Friedens ist, unschädlich gemacht haben.“

„Das Manifest müßte auch von den Vertretern Großbritanniens und Frankreichs unterzeichnet werden,“ meinte Kaiser Franz.

Es zog ein leichter Schatten über die Stirn des Czaren, aber Friedrich Wilhelm von Preußen sagte

ernst: „Jeder von uns wird zu seinem Volke sprechen, aber es genügt eine Deklaration unserer Minister, um Europa aufzuklären. Diese Declaration muß meines Erachtens aber nicht nur von uns, sondern sie muß von allen Mächten ausgehen, nicht nur die Vertreter Englands und Frankreichs, auch die von Portugal, Spanien und Schweden müssen sie unterzeichnen."

„Gut, sehr gut, in der That," rief Alexander, „eine Achtserklärung, die ganz Europa gegen den einzigen Mann ausspricht, dessen Verwegenheit ihm den Frieden vorenthält."

Die Monarchen trennten sich, nachdem sie noch die nöthigen Verabredungen getroffen, um durch ihre Minister dem großen Schritt, den sie zu thun entschlossen waren, die Form geben zu lassen.

Am andern Tage bot Wien einen ganz andern Anblick als bisher — der Ernst trat hervor, die Vergnügungen und Galafeste waren bei Seite geschoben, überall wurden Conferenzen gehalten, nach allen Seiten hin flogen Befehle an die Truppen. Offenbar aber wurde Allen, daß ein noch engeres Freundschaftsbündniß die drei Monarchen vereine; sie zeigten sich öffentlich fast immer nur zusammen, Kaiser Franz war stets

wenigstens von einem seiner beiden höchsten Gäste begleitet. Es mußten alle Gerüchte von einem Zerwürfniß zwischen den Alliirten, die bereits beim Publikum Eingang gefunden hatten, beseitigt werden. Diese Gerüchte schon konnten Napoleon nützlich sein, und man bemühte sich, sie zu vernichten, nachdem das Zerwürfniß selbst verschwunden war, auf allen Seiten mit redlichem Willen.

Die hohe Diplomatie war mit der Abfassung der Declaration beschäftigt; ein erster Entwurf, der von einem der Secretaire des Fürsten von Talleyrand angefertigt worden war, wurde verworfen; ein zweiter Entwurf konnte die Zustimmung Kaiser Alexanders nicht erlangen, — endlich wurde der Sekretair des Fürsten Metternich, Herr von Gentz, der Protokollführer des Congresses war, beauftragt, mit Zugrundlegung der beiden verworfenen einen dritten Entwurf auszuarbeiten. Man mußte zum Schluß kommen, denn die Nachrichten, die aus Frankreich einliefen, lauteten immer bedrohlicher; Napoleon hatte keinen Widerstand gefunden auf seinem Wege, man wußte, daß er sich der großen Stadt Lyon nähere, und daß er bereits eine Armee von Ueberläufern um sich habe. Die

Aengstlichkeit der französischen Gesandtschaft verrieth zugleich, wie wenig die Bourbonen in der Verfassung waren, diesem Sturm zu begegnen.

So versammelten sich denn am 13. März gegen Mittag die Vertreter Europa's im Hotel des Fürsten Metternich.

Da erschien für den katholischen König von Spanien der Ritter Gomez Labrador; für Seine Majestät von Großbritannien die Lords Wellington, Clancarty und Cathcart, so wie der General Sir Charles Stewart; für Preußen der Fürst von Hardenberg und der Freiherr von Humboldt; für Oesterreich der Fürst von Metternich und der Freiherr von Wessenberg; für Rußland die Grafen Rasumoffsky, Nesselrode und Stackelberg; für die getreueste Majestät von Portugal der Herzog von Palmella, der Graf von Saldanha und der Ritter Lobo; für den allerchristlichsten König der Fürst Talleyrand, der Herzog von Dalberg, der Vicomte Alexis von Noailles und der Graf Latour du Pin; für Schweden endlich der Graf Löwenhjelm.

Nachdem die Vertreter Europa's versammelt waren, erklärte zunächst der Fürst von Metternich, wie es der Wille der hohen Monarchen sei, daß am selben Tage

noch die Declaration vollständig berathen, angenommen und ausgefertigt werde, daß er also die Herren bitte, um des großen und wichtigen Zweckes willen über einzelne unwesentliche Ausstellungen hinweg zu gehen und nur wichtigere Bedenken zur Sprache bringen zu wollen, die dann aber auch sogleich ihre Erledigung finden müßten. Die meisten Mitglieder der Conferenz sprachen sofort ihre Bereitwilligkeit aus und nahmen dann Platz um einen großen runden Tisch.

Der Ritter von Gentz aber ergriff auf einen Wink des Fürsten von Metternich den von ihm verfaßten Entwurf der Declaration und las denselben vor. Derselbe lautete: „Die Mächte, welche den Tractat von Paris unterzeichnet und jetzt im Congreß zu Wien versammelt sind, haben die Entweichung Napoleon Bonaparte's und seine Rückkehr mit gewaffneter Hand nach Frankreich vernommen, und sind es ihrer Ordnung schuldig, die Empfindungen, welche diese Begebenheit in ihnen erweckt hat, in einer feierlichen Erklärung an den Tag zu legen. Bonaparte hat, indem er den Vertrag brach, der ihm die Insel Elba zum Wohnorte anwies, den einzigen Rechtstitel vernichtet, an welchen seine Existenz geknüpft war. Indem er den französischen

Boden mit dem Vorsatz, Unruhen und Zerrüttungen herbeizuführen, betrat, hat er sich selbst alles gesetzlichen Schutzes beraubt und im Angesichte der Welt ausgesprochen, daß mit ihm weder Friede noch Waffenstillstand bestehen kann. Die Mächte erklären daher, daß Napoleon Bonaparte sich selbst von den bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen ausgeschlossen, und als Feind und Störer der Ruhe der Welt den öffentlichen Strafgerichten Preis gegeben hat. Sie erklären zu gleicher Zeit, daß sie, fest entschlossen, den Pariser Tractat vom 30. Mai 1814, und die durch diesen Tractat angeordneten, so wie die zur Vervollständigung und Befestigung desselben von ihnen beschlossenen und noch ferner zu beschließenden Verfügungen, unwandelbar aufrecht zu halten, alle ihre Mittel und Kräfte dazu anwenden, und ihre vereinten Anstrengungen dahin richten werden, daß der allgemeine Friede, das Ziel der Wünsche des gesammten Europa's und der beständige Zweck ihrer Arbeiten, nicht von Neuem gestört, vielmehr gegen jeden frevelhaften Versuch, die Völker noch einmal in die Unordnung und Leiden der Revolution zu stürzen, geschützt werde. Und obgleich innig überzeugt, daß Frankreich, um seinen

rechtmäßigen Beherrscher versammelt, dieses letzte Wagstück eines strafbaren und ohnmächtigen Wahnsinnes in kurzer Zeit in sein Nichts zurückweisen wird, so erklären doch die sämmtlichen Souveraine von Europa, von gleichen Gesinnungen beseelt und von gleichen Grundsätzen geleitet, daß, wenn gegen alle Erwartung aus dieser Begebenheit irgend eine wirkliche Gefahr erwachsen sollte, sie bereit sein würden, dem Könige von Frankreich und der französischen Nation, so wie jeder andern bedrohten Regierung, auf das erste Begehren, alle nöthige Hülfe zur Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe zu leisten, und gegen diejenigen, welche sie zu stören versuchen möchten, gemeinschaftliche Maßregeln zu ergreifen. Vorstehende Declaration soll, so wie solche in das Protokoll der Sitzung vom 13. März 1815 des zu Wien versammelten Congresses eingetragen worden, öffentlich bekannt gemacht werden. Geschehen und als gleichlautend bekräftigt durch die Bevollmächtigten der acht Mächte, welche den Tractat von Paris unterzeichnet haben. Wien, den 13. März 1815."

Nachdem der Ritter Gentz gelesen, entstand eine kleine Pause. Endlich nahm der Gesandte Schwedens

das Wort und beantragte eine ziemlich unwesentliche stylistische Aenderung in dem Aktenstück. Die Aenderung wurde vorgenommen, es war die einzige Ausstellung, die man sich an dem Entwurf des Congreß-Protokollführers erlaubte, da man wußte, daß derselbe bereits die Billigung der hohen Monarchen erhalten.

Da sich keine weitere Einrede erhob, so forderte der Fürst von Metternich zur Unterzeichnung der Deklaration auf. Dieselbe erfolgt von den einzelnen Gesandten nach dem Anfangsbuchstaben der Macht, die sie repräsentirten, in alphabetischer Ordnung.

Während diese Unterzeichnungs-Formeln abgemacht wurden, unterhielten sich die Gesandten, wenn auch leise, so doch sehr lebhaft mit einander.

„Wissen Sie schon," fragte Sir Charles Stewart den Grafen von Latour du Pin leise, „daß der König von Bayern, auf Wunsch der hohen Souveraine, dem Prinzen Eugen das Ehrenwort abgenommen hat, keinen Versuch zur Rückkehr zu Napoleon Bonaparte zu machen?"

„Ich würde es bezweifeln, Herr General," antwortete der Graf lächelnd, „wenn Sie nicht der Träger dieser Nachricht wären."

„Und warum? wenn ich fragen darf?“ entgegnete der Ire ziemlich lebhaft.

„Wir Alle,“ erklärte der Franzose, „waren Zeugen der Freundschaft, mit welcher Kaiser Alexander den Prinzen Eugen hier beehrt hat, aber selbst wenn dieses neue Band nicht hinreichen sollte, den Prinzen von der Rückkehr zu dem Manne, der sein Stiefvater war, abzuhalten, so glaube ich einen älteren Grund zu kennen — Prinz Eugen hat den zweiten Gemahl seiner Mutter nie geliebt. Kaiser Alexander weiß das, und darum glaubte ich nicht, daß er es für nöthig halten würde, das Ehrenwort des Prinzen zu verlangen.“

„Sehr richtig, Herr Graf,“ versetzte Sir Charles Stewart, „das Verlangen wurde auch nicht von dem Kaiser Alexander, sondern von Oesterreich gestellt, Herr von Metternich hat einen Briefwechsel des Prinzen mit seiner Schwester, der Herzogin von Saint Leu, entdeckt. Der Prinz hat die Erklärung gegeben, daß man sich versichert halten dürfe, daß er in Deutschland bleibe, da seine Stellung, seine Familie und andere persönliche Rücksichten ihn zum Fremdling in Frankreich gemacht.“

„Wenn der König von Bayern den Gemahl seiner

Tochter zu einer solchen Erklärung vermocht hat," meinte der Franzose sinnend, „so hat er bestimmt die Absicht gehabt, das Cabinet Oesterreichs günstiger zu stimmen in Betreff der Reclamationen Eugen's hinsichtlich seiner Besitzungen in Italien, welche Oesterreich sequestrirt hat!"

„Diese Sequestrationen waren ganz in der Ordnung und sogar nöthig," bemerkte der Engländer, „wahrscheinlich wird Oesterreich eine Abstandssumme zahlen."

Während auf der einen Seite ein Bevollmächtigter Frankreichs in dieser Weise eine Art von angenehmer Nachricht empfing, wurde auf der andern der Herzog von Dalberg durch eine Mittheilung des portugiesischen Herzogs von Palmella nicht wenig in Unruhe versetzte.

„Ich versichere Sie, Herr Herzog," raunte der Portugiese dem zweiten Vertreter Frankreichs in's Ohr, „daß der Kaiser von Rußland aus seinem Unmuth gegen Ihren Souverain gar kein Hehl mehr macht!"

„Es ist das leider kein Geheimniß mehr," antwortete Dalberg, „Herr von Talleyrand ist untröstlich,

daß er den Kaiser Alexander nicht von der vollkommenen Aufrichtigkeit unserer Freundschaft überzeugen kann!"

Der portugiesische Diplomat lächelte zweideutig, er fand es sehr natürlich, daß Talleyrands Aufrichtigkeits-Versicherungen dem Kaiser Alexander nicht eben vie Vertrauen einzuflößen vermochten, da er gut gen von dem geheimen Vertrag der drei anderen Großmächte gegen Rußland und Preußen unterrichtet war.

„Ist es Ihnen bekannt, Herr Herzog," fuhr er fort, von dem geheimen Vergnügen erfüllt, einen Gegner zu ärgern, „daß Kaiser Alexander vorigen Montag, früh sieben Uhr, nur von dem Fürsten Wolchonsky begleitet, einen Besuch in Schönbrunn bei der Kaiserin Marie Louise gemacht hat?"

Der Herzog von Dalberg blickte auf und zeigte eine Unruhe, die dem Ruf eines feinen Diplomaten nicht eben günstig war.

„Ja," erzählte der boshafte Portugiese flüsternd weiter, „der Kaiser war bei diesem Besuch ganz ein galanter Ritter, er sagte, daß er nur käme, sich die Befehle Ihrer Majestät der Kaiserin auszubitten, er wünsche von ihr selbst zu vernehmen, ob sie als Kaiserin und Regentin für ihren Sohn nach Frankreich

zurückzukehren wünsche, oder ob sie zu Wien bei ihrer Familie bleiben wolle; er betheuerte dabei, daß sich seine Politik ganz nach der Freimüthigkeit ihrer Antwort richten werde."

„Und was antwortete die Kaiserin Marie Louise?" fragte Dalberg aufgeregt.

„Ja," erwiederte der Portugiese, „Ihre Majestät soll erklärt haben, es komme ihrem Vater allein zu, darüber zu entscheiden, sie habe ihm ihr Wort gegeben, nichts ohne seine Zustimmung zu unternehmen!"

Der französische Gesandte seufzte erleichtert auf; der Portugiese entfernte sich befriedigt, denn er haßte Frankreich und konnte diese Gelegenheit nicht unbenutzt lassen, sein Müthchen zu kühlen durch die Mittheilung eines für Frankreichs Vertreter nicht eben angenehmen Gerüchtes. Denn weiter war der Besuch Alexanders von Rußland bei Marie Louise von Oesterreich nichts als ein Gerücht; und noch dazu ein ziemlich unverbürgtes. Zu jeder andern Zeit würde auch kein französischer Diplomat sich durch eine solche Erzählung so in Schrecken haben setzen lassen, aber die Mitglieder der französischen Congreßgesandtschaft befanden sich in einer Situation, wie sie kaum entsetzlicher für Diplo-

maten gedacht werden kann. Der Königsthron, den sie vertreten sollten, wankte hinter ihnen, sie hatten die finstere Ahnung, daß sie bald nur noch den Namen des französischen Königthums und sein Recht zu repräsentiren haben würden, ohne auf irgend welche Macht zu ihrer Unterstützung rechnen zu dürfen. Und sie hatten dieses schon fast machtlose Königthum zu vertreten einer Versammlung von Diplomaten gegenüber, die ihren mehr oder minder gerechten Groll, absichtlich oder unabsichtlich, auch auf das eben wieder hergestellte Königthum übertrugen. An sich schon eine fast unerträgliche Stellung, die dadurch noch unangenehmer wurde, daß Talleyrand durch seine Politik zwei von den drei mächtigsten Monarchen des Congresses beleidigt hatte, die mit Recht über Undank klagen konnten, die Monarchen von Preußen und Rußland, die zugleich an der Spitze der Völker standen, welche die Träger des Nationalhasses und der eigentlichen Gegnerschaft Frankreichs waren.

Von allen Seiten sahen sich die französischen Diplomaten eingeengt und fühlten sich angegriffen; dort tritt eben auch der dritte Congreßgesandte Frankreichs, der Vicomte Alexis von Noailles, leicht hinkend

im schwankenden Gang, noch todesblaß und kaum erstanden von seinem heftigen Gichtleiden, zu dem preußischen Bevollmächtigten, dem Fürsten von Hardenberg. Er hält ein deutsches Zeitungsblatt in der Hand, den rheinischen Merkur, und eine französische Uebersetzung zu; er bittet den Fürsten von Hardenberg, ihn einen Augenblick anzuhören, und liest ihm vor: „Eitelkeit ist das vorherrschende Wesen im französischen Blute; um diese Eitelkeit zu befriedigen, sind Revolutionen und Eroberungen erforderlich. Wenn wir politische Gründe hatten, Napoleon als Fürsten vom Schauplatz abtreten zu lassen, so haben wir jetzt noch größere, die Franzosen als Volk zu vernichten; man gebe ihnen viele Fürsten ohne Kaiser, man organisire sie in ähnlicher Weise wie das deutsche Volk. Die Welt wird so lange nicht in Frieden leben können, als das französische Volk existirt. Verwandle man es demnach in die Völker von Neustrien, von Burgund, von Aquitanien u. s. w. Dann wird Ruhe werden. Aber diese neue Organisation ist jetzt schwerer, als sie zu jener Zeit gewesen wäre, wo wir den Bourbonen ihren Thron und dem französischen Volke die Freiheit schenkten. Damals war Napoleon erschöpft, und jetzt sind

wir nicht mehr einig. Nur wenn wir einig sind, werden wir stark und unüberwindlich sein; dann können wir unsere Augen auch auf Elsaß und Lothringen richten —"

Der Franzose hielt erschöpft inne; das benutzte der Fürst von Hardenberg, um ihm mit ausgezeichneter Höflichkeit zu bemerken, daß er untröstlich sein werde, wenn man Anstoß an diesem Zeitungsartikel nehmen wolle; derselbe enthalte allerdings die Ansichten einer Menge von Leuten, aber nicht die Ansicht des Königs, seines Herrn, und bedürfe der Herr Vicomte dafür eines stärkeren Beweises, als seiner Versicherung, so bitte er ihn, die Declaration sich zu vergegenwärtigen, die er so eben mit ihm zu unterzeichnen die Ehre gehabt habe.

Der Franzose empfand sehr wohl die Mißachtung, die in diesen feinen und glatten Formen versteckt war, aber er befand sich nicht in der Lage, etwas Weiteres entgegnen zu können, und schweigend zog er sich von dem preußischen Staatskanzler zurück.

So war es in dem europäischen Capitol, als der neue Hannibal vor den Thoren erschien.

Fünftes Kapitel.

Schwarze Loose fallen.

„Dieses Geschlecht ist hinweg, zerstreut die bunte Gesellschaft;
Schiffern und Fischern gehört wieder die wallende Fluth,
Schwimme, du mächtige Scholle, nur hin! und kommst du als Scholle
Nicht hinunter, du kommst doch wohl als Tropfen in's Meer."
(Goethe.)

Am achtzehnten März war es im Jahre 1815.

Am achtzehnten März — der Tag scheint ein schwarzer zu sein für die legitimen Herrscher! — waren in der Wohnung des Herrn Lainé, welcher zur Zeit Präsident der französischen Deputirtenkammer war, viele Männer versammelt, die das mit einander Alle gemein hatten, daß sie dem Königthum von Frankreich, so wie es eben bestand, Kraft und Dauer geben

wollten, weil sie, so verschieden auch ihre Fähigkeiten und Antecedentien waren, doch klar erkannten, daß das Glück und das Heil der französischen Zukunft an den Thron der Lilien, an das legitime Königshaus der Bourbonen geknüpft sei.

Hatten Viele der bei Herrn Lainé versammelten Männer in dieser Beziehung früher anders gedacht, war es Einigen unter ihnen beschieden, an sich selbst der Welt zu zeigen, wie wandelbar die Meinungen und Ueberzeugungen der Menschen sind, damals waren sie Alle gut königlich.

Es ist ein großer Irrthum, der unter dem Regiment des Bürgerkönigs recht geflissentlich in Europa verbreitet wurde, wenn man glaubt, daß Frankreichs Volk 1814 und 1815 mit Begeisterung an Bonaparte gehangen habe. Im Gegentheil, wenn man unzufrieden war, so war man darum doch keineswegs Bonapartistisch, und die Restauration mit all' den Fehlern, die sie beging, hatte doch schon so viel Wurzeln geschlagen im Volke, daß sie namentlich unbedingt die Jugend für sich hatte; für die Jugend von damals war das Königthum Freiheit, Bonaparte Despotismus. Diejenigen, welche später der Welt glauben machen wollten, die

Restauration des Königthums sei in Frankreich mit Schmerz und Widerwillen aufgenommen worden, waren entweder Ehrgeizige, welche eine bestimmte Rolle spielen, oder junge Unwissende, welche die Herrschaft Bonaparte's nicht gekannt, oder endlich alte Lügner, imperialisirte Revolutionärs, die, nachdem sie, wie alle Andern, die Rückkehr der Bourbons mit Beifall begrüßt hatten, darnach, ihrer gemeinen Natur gemäß, die Besiegten beschimpften und zu den Ideen, die ihnen eigen waren, zu Geldgewinn und Mord, Despotismus und Knechtschaft zurückkehrten. Das Bürger-Königthum hat dem Napoleonismus den erlogenen Glanz verliehen, der die Augen verblendete, es hat methodisch die Geschichte fälschen lassen zu Gunsten des Bonapartismus, um sich selbst gegen die Erinnerungen des legitimen Königthums zu behaupten. Solches Gebahren ist nicht ohne gerechten Lohn geblieben, an der Stelle des Bürger-Königs sitzt ein Bürger-Kaiser und die Bonapartistische Wirklichkeit ist an die Stelle der Lüge vom Kaiserthum getreten.

Da wird der Finger Gottes sichtbar in der Weltgeschichte!

Tiefe Bewegung gab sich kund unter den versam-

melten Herren, man theilte sich mit, daß Bonaparte heranziehe in kleinen Märschen, man begriff nicht recht, warum man ihn nicht aufhalte, ihn nicht festnehme, denn offenbar hatte doch die königliche Regierung die Macht dazu. Wohl wußte man, daß einzelne Generale und einzelne Truppentheile zu ihm übergegangen waren, aber man war weit entfernt, das Königthum für besiegt zu halten. Im Gegentheil, die Rede, welche Ludwig XVIII. zwei Tage zuvor in der Deputirten-Kammer gehalten, das Benehmen, welches die Prinzen seines Hauses dabei gezeigt, hatte den allgemeinsten Enthusiasmus für ihn erzeugt.

Die Herren, welche bei dem Präsidenten der Deputirten-Kammer versammelt waren, besprachen lebhaft die Maßregeln, welche man der Regierung zu ergreifen rathen müsse, aber es war auch nicht Einer in dem Salon, welcher an einem siegreichen Widerstande gezweifelt hätte.

Einige Herren vom höchsten Hof-Adel meinten, der König solle sich in den Süden oder in die Vendée begeben und seine Getreuen um sich sammeln; doch selbst die Ansicht fand keine Billigung und viel mehr Anklang die des großen Dichters des Christenthums

und des Königthums, des Vicomte von Chateaubriand, der, lebhaft vortretend, mit blitzenden Augen rief: „Der König hat versprochen, hier zu bleiben, er muß in seiner Hauptstadt ausharren und Paris wird ihn nicht verlassen, die Nationalgarde ist königlich. Wir müssen Vincennes festhalten. Wir haben Waffen und Geld, das Geld sichert uns auch die Treue der Schwachen und der Habsüchtigen. Wenn aber der König Paris verläßt, so wird Paris Bonaparte einlassen; ist aber Bonaparte Herr von Paris, so ist er auch Herr von Frankreich. Die Armee ist durchaus noch nicht ganz zum Feinde übergegangen, mehrere Regimenter, viele Generale und Offiziere haben ihren Eid noch nicht gebrochen; bleiben wir nur fest, so werden auch sie fest bleiben. Wir müssen die königliche Familie sich an verschiedene Orte zerstreuen lassen, nur der König soll hier bleiben. Monsieur mag nach Havre gehen, der Herr Herzog von Berry nach Lille, der Herr Herzog von Bourbon in die Vendée, der Herr Herzog von Orléans nach Metz, der Herr Herzog und die Frau Herzogin von Angoulème sind schon im Süden. So gewinnen wir eine Anzahl von verschiedenen Widerstandspunkten, welche Bonaparte hin-

dern, seine Kräfte zu concentriren. Unser alter Monarch sitzt ruhig auf seinem Thron in dem Schlosse der Tuilerieen, das diplomatische Corps, das bei seiner Person accreditirt ist, muß bei ihm bleiben, die beiden Kammern versammeln sich in Permanenz im Schlosse selbst. Die königlichen Haustruppen campiren auf dem Caroussel-Platze und im Garten der Tuilerieen, die Artillerie besetzt die Quais und die Terrasse auf der Wasserseite. In dieser Stellung mag uns Bonaparte angreifen; er mag Paris bombardiren, wenn er den Willen und die Mittel dazu hat, er mag sich dadurch der ganzen Welt verhaßt machen, das Resultat kann für uns nur günstig sein. Wenn wir uns nur drei Tage halten, so ist uns der Sieg gewiß. Wenn sich Ludwig XVIII. so vertheidigt, so hat er Frankreich, die ganze Welt, die Geschichte für sich. Und muß der König untergehen in dieser Vertheidigung, nun so stirbt er seiner Ahnen und ihres unsterblichen Ruhmes würdig, so sei denn die letzte Heldenthat Bonaparte's die Ermordung des königlichen Greises. Wenn Ludwig XVIII. so sein Leben opfert, so wird er die einzige Schlacht gewinnen, die er je geliefert

hat, und er wird sie gewinnen für die Freiheit Europa's!"

Ein lauter Beifallsruf ertönte, als der Dichter schwieg, aber neben ihn trat mit dem ernsten Angesicht, in schimmernder Marschalls-Uniform, derjenige Unter-Feldherr Napoleons, der nie von seiner Pflicht und nie von dem Eid gewichen ist, den er dem Könige Frankreichs leistete 1814, der Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, der seinen Theil hat an der reichen Lorbeer-Ernte kriegerischen Ruhmes, die Napoleon, der Feldherr, geheimset für Frankreich, der seinen Namen aber rein erhalten hat von den Flecken, die sich wie dunkle Schatten an die schimmernden Erscheinungen der Napoleonischen Kriegsfürsten haften.

„Ich bin überzeugt," sagte der Marschall mit Nachdruck, „daß dieser anscheinend verzweifelte Plan, den Herr Vicomte von Chateaubriand Ihnen entwickelt hat, meine Herren, doch der einzig richtige ist; glauben Sie mir, Bonaparte wird es nicht wagen, die Hauptstadt anzugreifen, so lange der König noch hier ist. Er ist ohne Artillerie, ohne Proviant und Munition, er hat nichts als zusammengelaufene Truppen aus allen Heerkörpern, die hier ankommen werden,

über sich selbst erstaunt, über den plötzlichen Wechsel der Cocarden, über den neuen unterwegs flüchtig und im halben Rausche geleisteten Eid. Ich weiß, daß der König noch auf zahlreiche Theile der Armee zählen kann. Die Treue der Schweizer-Regimenter ist über allen Zweifel; die Truppen, welche im Orléannois stehen, sind zuverlässig, und so lange der König in den Tuilerieen bleibt, hat er nichts verloren, als einige Meineidige und Unsinnige, denn der Haufen der von diesen Irregeleiteten wird bald genug zur Vernunft zurückkehren."

Die Erklärung des Marschalls Marmont trug mächtig dazu bei, den Eindruck zu verstärken, den die Rede des Vicomte von Chateaubriand gemacht, auch Benjamin Constant, damals der populärste Redner Frankreichs, ein geistreicher Mensch, aber schwachen Charakters, sprach sich in ähnlichem Sinne aus. Ein junger Mann, schon damals bekannt durch seinen Liberalismus, Odilon Barrot, er hat später die glänzende Rolle nicht gespielt, die er zu spielen hoffte, gab die Erklärung ab, daß er sich bei den königlichen Freiwilligen habe einschreiben lassen.

Die liberale Jugend war entschieden für das le-

gitime Königthum, der Liberalismus mochte wenig werth sein, sittlich und politisch, aber offenbar hatte die Jugend begriffen, daß die Freiheit verträglich war mit dem legitimen Königthum, nicht aber mit dem Polizei-Kaiserthum.

Aber nicht allein die liberale Jugend stand in jener gefahrvollen Stunde für das legitime Königthum, nein, auch der greise Liberalismus huldigte ihm und, wenn man verläßigen Berichterstattern trauen darf, ehrlich, ohne Rückhalt damals wenigstens.

„Wer ist der ältliche Herr?" fragte Chateaubriand den Herzog von Ragusa.

„Wer?" lautete die Gegenfrage der Marschalls.

„Nun, der Redner, der uns eben so viel von dem enthusiastischen Eifer der Nationalgarde und der Rechtsschule erzählt!"

„Kennen Sie ihn wirklich nicht, Herr Vicomte?" fragte der Marschall fast verwundert.

„Nein!"

„Nun denn, es ist der Marquis von Lafayette!"

Marmont lächelte leise.

„Hm!" murmelte Chateaubriand sichtlich enttäuscht, „ich erkannte ihn nicht wieder, ich habe ihn seit den

neunziger Jahren nicht gesehen, und da ritt er stets einen Schimmel!"

Marmont sah den Dichter forschend an, er schien lachen zu wollen, plötzlich aber sagte er ganz ernst: „Sie haben Recht, Herr Vicomte, sich diesen amerikanischen Helden nicht anders als auf einem Schimmel denken zu können; wahrlich, er hat nie ein anderes Pferd geritten, als den Schimmel eines Liberalismus, der nie weiter ging, als er von den Umständen getrieben wurde."

„Das ist boshaft genug für einen Marschall von Frankreich!" entgegnete Chateaubriand halb lächelnd, „aber wissen Sie, Herr Herzog, auch ich bin liberal, ich!"

„Ich zweifle nicht daran, Herr Vicomte, wären Sie es nicht, Sie hätten Ihr Buch vom Geist des Christenthums nicht schreiben können; ich bin ein schlichter Soldat, aber ich bin ein getaufter Christ zugleich, und darum fühle ich, wie verschieden Ihr Liberalismus von dem des Herrn von Lafayette ist. Sie werden ihren freien Geist nie den liberalen Tendenzen des Herrn von Lafayette dienstbar machen."

Diese beiden so ganz verschiedenen Männer drück-

ten sich die Hand; der Feldherr hatte den Dichter verstanden.

Die beiden Herren wurden unterbrochen; der ernste junge Marquis von Lanmari trat zu dem Vicomte und sagte zu ihm: „Herr von Chateaubriand, Ihr alter Freund, der Baron von Batz, hat sich so eben nach den Tuilerieen begeben, ich soll Ihnen sagen, daß er sofort eine Audienz bei dem Könige verlangen und Se. Majestät beschwören wird, Ihren Plan zu befolgen."

„Mein Plan kann keine bessere Empfehlung haben," entgegnete Chateaubriand lebhaft, „als die des letzten Ritters, der für das königliche Märtyrer-Paar im Temple focht."

„Gott verleihe seinen Worten Kraft," antwortete der junge Edelmann, „aber ich sehe Loose werfen über das Geschick des königlichen Hauses, und die Loose fallen schwarz!"

Der Dichter sah den Marquis einen Augenblick durchdringend an, dann fragte er beinahe herrisch: „Wie meinen Sie das?"

„Ich weiß," entgegnete der Sohn der edeln Claudia

traurig, „daß der König den Herzog von Otranto gesehen hat.“

„Fouché!“ rief Chateaubriand in einem Tone aus, der einen tiefen Haß, gemischt mit Verachtung, verrieth; ja, der Dichter verstand noch zu hassen, weil er noch zu lieben die Fähigkeit hatte.

„Fouché!“ wiederholte Chateaubriand leiser, aber nicht ruhiger, „oh! mein Gott, schütze das Königthum von Frankreich, im vorigen Jahre Talleyrand der Rathgeber, in diesem Fouché —“; sein Auge umdüsterte sich, plötzlich warf er den Kopf in den Nacken und sagte schneidend: „Gott will uns ein Zeichen geben, er will uns zeigen, daß er das Königthum, das von ihm stammt, behalten kann, trotz der Könige Verkehrtheit, trotz der Rathschläge Talleyrand's und Fouché's.“

„Gehen wir nach den Tuilerieen!“ forderte der Herzog von Ragusa auf.

„Nach den Tuilerieen!“ antwortete Chateaubriand voll Nachdruck.

Er ging, der Dichter ging wie ein König mitten durch die Versammlung, die ihm mit wirklicher Ehrfurcht Platz machte, der Marquis von Lanmari ging

vor ihm her, wie ein dienstthuender Kammerherr, der Marschall von Frankreich schritt ihm zur Seite. Es giebt Stunden, wo der Dichter, der für den König geht, auch wie ein König geht.

Die drei Herren trafen in den Tuilerieen ein, als der König noch in der Kapelle war.

Sie traten in den Marschallssaal, wo in weitem Halbkreise eine Menge von Hofleuten, Generalen und Priestern standen, die Rückkehr des Königs erwartend.

In einem Fenster stand mit verdrießlicher Miene der Herzog von Bourbon, um ihn einige alte Offiziere der ehemaligen Condé'schen Armee.

Auf diesen Prinzen, den Vater des unglücklichen Herzogs von Enghien, waren Aller Augen gerichtet, Niemand sah auf den Greis, der dort auf einer kleinen Bank saß in der Ecke, auf einer kleinen Bank, welche mit blauem, lilienbesticktem Sammet überzogen war.

Des Dichters Auge fiel gleich auf diesen Greis, der, weiß von Haar und Augenbrauen, in weißer Uniform, wie ein Schwan aussah und aus seinen großen graublauen Augen träumerisch vor sich niederblickte, während ein leises Roth auf seinen eingefallenen Wangen brannte. Chateaubriand trat näher zu diesem

Greis, der seine Umgebungen fast ganz vergessen zu haben schien und halb kindisch verworrene Worte vor sich hin murmelte. Dieser Greis war der alte Prinz von Condé. Der Greis war fast kindisch geworden in der Verbannung; als er nach Frankreich zurückkehrte, kannte er den Palast seiner Väter kaum wieder. Die Last des Kriegslorbeers, den er trug, hatte sein Haupt fast eben so tief gebeugt, als die Zahl seiner Jahre und die Bleiplatte des Schmerzes. Da saß der treue Held und murmelte vor sich hin: „Ich bin in den Tuilerieen, in den Tuilerieen, ich spreche mit dem König!"

Der zum Kinde gewordene Held mußte sich immer wieder des Ortes erinnern, wo er war, des Zweckes, zu dem er gekommen war, um sich nicht zu verlieren.

Da stand sein Sohn, der war auch ein sechszigjähriger Greis, der Herzog von Bourbon war da, wo aber war sein Enkelsohn, der ritterliche, schöne Herzog von Enghien? Der moderte seit zehn Jahren und darüber schon im Graben von Vincennes, er hatte ihn erschießen lassen, Bonaparte.

Bonaparte.

Den Namen hatte der Prinz vernommen, den Namen des Mannes, den er haßte; da war das alte Bourbonische Heldenfeuer aufgeflammt noch ein Mal in seinem vom Unglück im Exil gebrochenen Herzen; er war erröthet und erblaßt wechselweise; als er den Namen Bonaparte's vernahm, da hatte sich der Condé aufgerafft in dem kindischen Greise, er hatte sich seine Uniform anlegen lassen und hatte seine Pferde befohlen. Er war in die Tuilerieen gekommen, und nun saß er da auf der Bank, Degen und Federhut zwischen den Knieen, und murmelte: „Ich bin in den Tuilerieen, ich spreche mit dem König!"

Sein Sohn aber blickte verdrießlich und besorgt, er hatte den Sohn verloren, aber er wollte den Vater behalten; wer will es dem kranken Greise verdenken, der, im Exil früh gealtert, mit rührender Bescheidenheit zu sich selbst sagte: „Ich bin ein armer Jäger, aber ich habe einen berühmten Vater und ich hatte einen berühmten Sohn!"

Chateaubriand verwandte keinen Blick von dem Heldengreise; ja wohl, es lag zu viel Poesie in diesem Manne, der da kam, den Rest seines erkalteten Blutes darzubringen, des Heldenblutes, das wieder warm

wurde bei dem Klang des Namens Bonaparte, welcher für ihn der Fluch seines ganzen Lebens geworden war.

„Welcher Mann," sagte Chateaubriand leise zu dem Marquis von Lanmari, „oh! sehet, der Mann versteht noch zu hassen, und sonst weiß das Greisenalter nur, wie man nicht mehr liebt!"

Leise näherte sich der Dichter dem fürstlichen Helden, er beugte leicht das Knie vor ihm und sagte leise: „Monseigneur!" Sogleich erhob sich der Condé.

„Wer sind Sie, mein Herr?" fragte er mit einem freundlichen Lächeln, das um seine blassen Lippen herum zu irren schien wie heimathlos.

„Vicomte von Chateaubriand!" antwortete der Dichter.

„Chateaubriand," rief der Prinz, dessen Gedächtniß sofort stark wurde, sobald es die weitere Vergangenheit betraf, „der kleine Chateaubriand von den Grafen von Combourg, Lieutenant im Regiment Navarra."

„Derselbe," antwortete der Dichter, „Monseigneur!" und eine Thräne trat in sein Auge.

„Wir haben zusammen gekämpft am Rheine," sagte der Prinz freundlich, „wir kämpfen wieder zusammen, nicht?"

„Immer, immer, gnädiger Herr,“ rief der Dichter überwallend, „Ew. Hoheit sind der Patriarch des französischen Ruhmes.“

„Ja, ja,“ erwiederte der Prinz schon zerstreut und der Schwäche des Alters nachgebend, indem er sich niedersetzte, „wir kämpfen immer zusammen;“ plötzlich die Stimme senkend aber murmelte er wieder: „ich bin in den Tuilerieen und spreche mit dem Könige!“

Chateaubriand blieb neben dem alten Helden stehen, der, immer sein Stichwort vor sich hin sagend, gedankenlos an der weißen Plumage seines Hutes pflückte.

„Der König!“ hörte man draußen rufen.

„Der König!“ klang es näher.

Es kam Leben in die starren Reihen der Hofleute.

Der Prinz hörte es nicht; er pflückte weiter an seinem Hute.

Endlich flogen die Flügelthüren auf und der Huissier vom Dienst rief in den Saal: „der König!“

Da fuhr der Prinz lebhaft auf von seiner Bank und ging mit festen Schritten der Thür zu.

Ludwig der Achtzehnte trat ein.

Der königliche Greis trug eine blaue Uniform mit

großen Epauletten, schwarze Sammetstiefel an den podagrisch geschwollenen Füßen; auch er war über sechszig Jahre alt. Er stützte sich auf seinen treuen Diener, den Herzog von Blacas, dem man so viel Vorwürfe gemacht hat, dem aber Niemand gewagt hat, je einen Mangel an Treue vorzuwerfen, und das ist doch auch etwas im Leben.

Ludwig der Achtzehnte war keine imponirende Erscheinung, es war ein kranker, schwacher Greis, dem man die Jahre des Exils, das schwere Leiden seines Lebens ansah, aber es war ein feines, geistvolles Angesicht mit klugen Augen, was diejenigen tröstete, welche an ihrem Könige auch ein königliches Aeußere wünschen.

Der Prinz von Condé trat seinem Könige entgegen mit einem Eifer und einer Raschheit in den Bewegungen, die Allen Erstaunen einflößte.

Der König umarmte seinen Vetter mit wirklicher Zärtlichkeit.

„Oh! Sie selbst, mein theurer Vetter!" sagte er freundlich.

„Ich will fort, Sire," rief der greise Held; „der große Condé gewann seine erste Schlacht, als er

zwanzig Jahre alt war; sein Enkel will seine letzte Schlacht gewinnen, weil er achtzig Jahre alt ist!"

Das war so ächt französisch gedacht und gesagt, daß eine Art von Beifall laut wurde selbst in Gegenwart der Majestät; es kam in den Worten des greisen Prinzen das zu Tage so vollkommen, was den Franzosen liebenswürdig macht, daß sich die Anwesenden der Rührung nicht erwehren konnten.

Ludwig XVIII. verstand sich sehr gut auf dieses Heldenfeuer in dem gebrochenen Greise, obwohl er wußte, daß diese Tapferkeit nur eine ausgeglühte Asche noch war, die weiter nichts vermochte, als noch ein Paar einzelne Funken auszusprühen. Er hätte den alten Helden gern in die Vendée geschickt, dort vermochte ein Prinz seiner Art noch Wunder zu thun, aber er begriff auch sofort, daß dieser Greis nicht mehr im Stande war, ein Commando zu führen, und freundlich lächelnd sagte er: „Mein theurer Vetter, Sie müssen bei mir bleiben, und ich will Ihr Adjutant sein, ist es nöthig, so müssen Sie unsern Rückzug commandiren; ich bin überzeugt, daß derselbe nur ein ehrenvoller sein kann!"

Ludwig XVIII. hatte den einzig richtigen Ton

getroffen. Der alte Held war halb zufrieden und halb ärgerlich; es war nicht möglich, ihn ganz zufrieden zu stellen, aber mit wirklicher Feinheit hatte ihn der König wenigstens so weit zufrieden gestellt, als unter den gegenwärtigen Umständen möglich war. Der Prinz von Condé zog sich zurück mit dem Bewußtsein, nicht nur seine Pflicht erfüllt zu haben, sondern auch dem Vaterlande und dem Könige noch nützlich zu sein.

Grüßend durchschritt Ludwig XVIII. den Saal, er winkte dem Herzoge von Bourbon, ihm zu folgen.

Triumphirend schaute Chateaubriand dem Könige nach; er sah in dem Winke des Königs, dem der Herzog von Bourbon Folge leistete, daß die Vorstellungen des Barons von Batz nicht ohne Wirkung gewesen, und daß der König seinen Plan gutgeheißen habe.

Jetzt näherte sich dem Dichter auch der alte Edelmann, der im Verlauf dieser Erzählungen so oft die Aufmerksamkeit unserer Leser in Anspruch genommen.

Ach! der Baron von Batz war nicht mehr der feurige Malteser, der Dame Leonore heimführte, er war nicht mehr der Chef der Herbergen der Gerechtigkeit und der letzte Ritter des königlichen Märtyrer-

Paares, ja, er war nicht einmal mehr jener Mann, der noch wenige Monate zuvor so thätig gewesen bei der Herstellung des Bourbonischen Königthums. Es war ein kranker, hüstelnder Greis, der zu Chateaubriand trat — das wiederhergestellte Königthum hatte ihm so herbe, so entsetzliche Täuschungen gebracht, daß selbst seine eiserne Kraft nicht vermochte, sich länger zu stemmen gegen die niederschlagenden Eindrücke.

„Der König hat Ihren Plan angenommen, Herr Vicomte!“ sagte der Baron leise und hustete.

Der Ton des Hustens verrieth, wie angegriffen die Brust des Barons war.

„So ist er und das Königthum gerettet!“ entgegnete Chateaubriand enthusiastisch.

Der Baron blickte den Dichter mit einem seltsamen Lächeln an.

Es lag in diesem Lächeln eine Art von Neid; der Mann, der die Hoffnung aufgegeben, beneidete den Mann, der noch Hoffnung hatte, und doch freuete sich der unverwüstliche Royalist wieder, daß es noch Männer gab, die hoffen konnten, wo er keine Hoffnung mehr sah.

Der Baron von Batz war ein Ritter, der den

letzten Thurm des ihm anvertrauten Schlosses vertheidigt, die ganze Burg ist schon in Feindes Hand, an Entsatz nicht zu denken; das aber hält ihn nicht ab, seine Pflicht zu thun und zu fechten bis auf den letzten Splitter des Schwertes und bis zum letzten Athemzuge, denn die Hoffnung kann aufhören, die Pflicht aber darf es nicht. Chateaubriand dagegen erhob sich gegen das Unglück, das Herz voll Hoffnung, er sah Wall auf Wall fallen und die Vertheidiger des Königthums wie Kornähren vor der Sense des Schnitters, aber er verlor die Hoffnung nicht einen Moment, denn Gott konnte ja in jedem Augenblick ein Wunder thun zur Rettung des Königthums.

Kaum war der König mit dem Herzoge von Bourbon in sein Kabinet getreten, als sich auch die Reihen der Hofleute sofort lösten und hinter dem feierlichen Hofgesicht das von allen Leidenschaften bewegte Menschenantlitz zum Vorschein kam.

Der Dichter sah sich erschrocken um, denn aus dem rapiden Gespräch, das in einem Moment um ihn laut wurde, mußte er entnehmen, daß die höchste Rathlosigkeit, die tollste Verwirrung in den Kreisen des Hofes herrsche; man glaubte den König und die Prinzen

nicht sicher mehr in Paris; und hatte das Königthum Grund, sich auf Paris zu verlassen? Wahrlich, das Mißtrauen der Royalisten gegen die Treue von Paris war gerechtfertigt genug. Die meisten der Hofleute wollten den König nach dem Westen, nach der Vendée führen, dort allein glaubte man ihn sicher unter dem Schutze der Erinnerungen an Larochejacquelein, d'Elbée, Bonchamps, Cathélineau und Charette. Die royalistische Tradition schien den alten treuen Dienern ein unbezwinglicher Schild. Nach dem Auslande dachte Niemand den König zu führen, nach England am wenigsten, in's Exil wollte Niemand wieder, sie alle wollten lieber sterben.

Nach einer Weile fühlte sich Chateaubriand angesteckt von demselben Gefühl, das die Gemüther der Hofleute verwirrte, denn es verging kaum ein Augenblick, in welchem nicht ein neuer Abfall, eine neue Abtrünnigkeit gemeldet wurde, bald war's ein Marschall, bald eine Stadt, bald ein General, bald ein Regiment, bald ein hoher Beamter, bald eine ganze Landschaft, von denen gemeldet wurde, daß sie sich für Bonaparte erklärt hätten.

Chateaubriand hörte davon reden, daß die Kron-

diamanten eingepackt würden, er begriff, daß diejenigen, welche zu fliehen gedachten und den König zu flüchten, daß die noch den meisten Muth zeigten und wenigstens nicht die Absicht hatten, Verräther zu werden.

Bestürzt und schmerzlich bewegt verließ der Dichter das königliche Schloß.

In der Stadt sah es noch schlimmer aus.

Man konnte sich nicht verhehlen, daß die Bonapartisten alle Action der Regierung zu lähmen gewußt; alle Truppen, die man Napoleon entgegenschickte, vergrößerten nur seine Armee; man mag der Restauration Unfähigkeit vorwerfen, aber es ist zuweilen nicht möglich, anders als unfähig zu erscheinen, ohne es doch zu sein. Oder ist es ein Beweis von Unfähigkeit, wenn Ludwig XVIII. dem Marschall Ney, der ihm die Hände küßt und ihm schwört, Bonaparte einzufangen wie ein wildes Thier, wenn der König der Treue eines solchen Mannes vertraut? Nein, lasse man die Ungerechtigkeit dieses Urtheils wirklich klar an's Licht treten. Unfähig war Ludwig XVIII. nicht, Fehler hat er vorher und nachher gemacht viele, in jenen Tagen aber war es eine

Unmöglichkeit für ihn, Widerstand zu leisten, denn alle seine Mittel versagten an der Unaufrichtigkeit und der Lüge seiner Werkzeuge.

Wahrlich, jene Märztage, sie sind schmerzlich für das Königthum und seine Freunde, aber sie sind schimpflich für seine Gegner, es war damals gewiß besser, der Betrogene zu sein, als der Betrüger. Man kann das auch von andern Märztagen sagen.

Es war damals Niemand aufrichtig, die wenigen alten Edelleute ausgenommen, die ohne Macht waren. Jeder nahm ein Glaubensbekenntniß und warf es als Brücke vor sich her, um nur über die Schwierigkeit des Tages wegzukommen. Jeder behielt es sich vor, eine andere Richtung einzuschlagen, wenn die Schwierigkeit überwunden war.

Nur die Jugend war noch zuweilen aufrichtig, sie verlangte gegen den Tyrannen geführt zu werden.

Bonaparte verzichtet feierlich auf die Krone, nach ein paar Monaten kommt er wieder und nimmt sie mit gewaffneter Hand in Anspruch; Marschall Soult, der Kriegsminister des Königs, erläßt einen höchst energischen Armeebefehl gegen Bonaparte, und ein paar

Tage später lacht derselbe Marschall Soult über diese Proclamation laut in dem Cabinet des Kaisers, er ist indessen Chef des Generalstabes der kaiserlichen Armee geworden. Benjamin Constant läßt heute eine donnernde Protestation gegen Bonaparte drucken und am andern Tage geht er zu ihm über! Solchen Thatsachen gegenüber hat man kein Recht mehr, von der Unfähigkeit des Königthum zu reden.

Am folgenden Tage, am 19. März, mehrte sich zusehends die Verwirrung in allen Kreisen, die übertriebensten Befürchtungen wurden laut; man redete davon, daß die in der Nähe von Paris stehenden Truppen für Bonaparte gewonnen seien, daß sie die Absicht hegten, sich auf die Hauptstadt zu stürzen und die Häuser der Royalisten zu plündern. Es war nicht möglich mehr, Herr der Verwirrung zu werden.

Die Royalisten drängten sich gegen Abend in den Tuilerieen und den Höfen des Schlosses, herzzerreißende Scenen aller Art spielten sich dort ab.

Die Nacht brach herein, es regnete stark und der Wind fuhr in heftigen Stößen durch die Straßen und wehete über die Höfe des Palastes. Die Massen wurden dichter, denn es war kein Geheimniß mehr,

daß der Hof abreisen wolle. Ludwig XVIII. war krank, die ununterbrochene Reihe der Nachrichten vom Abfall Aller, denen er vertraut, hatte seine Seele auf's Tiefste erschüttert.

Die Nationalgarde besetzte die Thore, schon nicht mehr für das Königthum, sondern nur, um die Stadt vor der Plünderung zu schützen, mit der die Truppen drohten, welche vom König abgefallen waren, aber sich noch nicht mit Bonaparte vereinigt hatten, die also unter gar keinem Commando standen.

Ludwig XVIII. war entschlossen, Paris, aber nicht Frankreich zu verlassen, er wollte seinen Hof in die starke Festung Lille verlegen.

In den Höfen, auf den Treppen, in den Corridors des Schlosses waren Tausende von Royalisten versammelt; wer in diesem Tumult ein Auge hatte, der konnte wohl bemerken, daß die Menge in großer Mehrzahl aus Greisen und Jünglingen bestand, die Männer waren sehr in der Minderzahl.

Die Vergangenheit wie die Zukunft gehörten dem Königthum, die Männer aber verriethen und verließen ihren Eid.

In den letzten Tagen hatte man sich die heftigsten

Vorwürfe gemacht gegenseitig, das Alles hatte aufgehört, man fühlte, daß es keine Zeit war dazu, Wehmuth und Schmerz allein hatten noch das Wort. Nach und nach schwiegen auch diese, die nassen Augen, die bleichen Wangen, die pochenden Herzen, die gefaltenen Hände sprachen allein noch.

Es herrschte eine entsetzliche Stille in diesem von Menschen erfüllten Schlosse; die rothen Compagnieen der Garde waren marschfertig, man hörte das Rollen der königlichen Equipagen, welche am Pavillon der Flora vorfuhren.

Endlich schlug es Mitternacht, das war die zur Abreise bestimmte Stunde, die Wenigsten wußten das, aber Alle fühlten es.

Frauen und Greise knieeten auf den Stufen der Treppen und beteten.

Plötzlich öffneten sich die innern Thüren, die zu den Gemächern des Königs führten, ein einzelner Huissier, der in jeder Hand eine Fackel trug, trat daraus hervor.

Hinter ihm erschien Ludwig XVIII. in einen schwarzen Sammet-Mantel gehüllt, der königliche Greis

vermochte nicht mehr zu gehen, die Herzöge von Duras und Blacas trugen ihn.

Bei diesem Anblick brach das tiefe Schweigen, das seit einer Stunde fast geherrscht hatte, in lautes Weinen, Klagen und Jammern aus.

Alles drängte sich herbei, die Hände und die Kleider des Königs zu küssen, der greise Monarch war tief gerührt, aber nicht mehr, als die Treuen, welche ihn umgaben, deren Namen er wohl nie erfahren hat.

Als der König den ersten Treppenabsatz erreicht hatte, bat er seine Führer, einen Augenblick zu ruhen, er ließ seine Blicke über die ihn umringende trostlose Menge schweifen, und das Herz wollte ihm brechen.

„Barmherzigkeit, meine Kinder,“ sagte er leise mit bebender Stimme, „Barmherzigkeit, schont meiner!“

Unter dem lauten Weinen der Menge trugen ihn endlich seine getreuen Gardes du Corps in seinen Wagen.

Langsam rollten die Wagen davon, hinaus in die Regennacht.

Aber das Trauerspiel in den Tuilerieen war noch nicht ausgespielt für diese Nacht.

Eine Stunde später verließ Monsieur mit dem

Herzoge von Berry und der ganzen königlichen maison militaire das Schloß.

Seine Abreise war lauter; royalistische Freiwillige jedes Alters und jedes Standes umringten ihn, junge Leute, die noch nie ein Gewehr getragen, und gebrochene Greise, deren zitternder Hand der Degen entfiel, baten den Prinzen, ihnen doch zu erlauben, mit ihm zu sterben.

Der Prinz sprach mit ihnen, er befahl ihnen, sich zu entfernen, sich der Zukunft zu erhalten, er dankte ihnen. Ach! und die Stimme des Sohnes von Frankreich, sie tröstete so viele wunde Herzen und gab ihnen neue Hoffnung.

Dann rasselten die Trommeln und schmetterten die Trompeten, und zum andern Mal hatten die Bourbonen das Schloß ihrer Väter hinter sich gelassen.

Die Nacht verging, der Morgen dämmerte grau, still und verlassen stand das Schloß der Tuilerieen.

Einzelne Wagen nur verließen Paris auf dem Wege nach Saint-Denys, wo die Könige von Frankreich begraben liegen, auf dem Wege nach Saint-Denys, auf dem der greise Monarch Paris verlassen, es waren nur die Wagen Einzelner, die ihm folgten;

desto dichter war die Colonne der Wagen, die Schaar der Reiter, die auf dem Wege nach Fontainbleau dahinsauste in wüthender Eile, denn von Fontainebleau kam ja Bonaparte, von demselben Fontainebleau, wo er einige Monate zuvor der Krone entsagt und die Franzosen ermahnt hatte, dem Könige treu zu sein.

Um Mittag kamen auch die Volksmassen der Hauptstadt in Bewegung, man sah ihnen keinen Enthusiasmus an, im Gegentheil, es zeigte sich unverkennbarer Unmuth neben der stupiden Neugier, die, trotz allen Zeitungsphrasen, der gewöhnliche Ausdruck in dem schmutzigen Gesicht großer Massen ist.

Die Sprache der Bonapartisten wurde natürlich immer zuversichtlicher, ihre Thätigkeit immer fieberhafter, es mußte eine Bonapartistische Demonstration zusammengebracht werden, aber nur hier und da gelang es, etwas Leben in die mürrische Haltung der neugierigen Menge zu bringen.

Gegen Abend füllten sich abermals die Höfe, Treppen und Corridors des Tuilerieenschlosses mit Menschen, aber es waren ganz andere Gesichter, als die, welche man in der Nacht an derselben Stelle gesehen, es waren enragirte Bonapartisten, mit denen

man den Caroussélplatz und die großen Treppen besetzte. Die Agenten Fouché's waren sämmtlich in Thätigkeit.

Auf dem Thurme der Tuilerieen schlug es neun Uhr, da vernahm die um das Schloß versammelte Menge dumpfes Geräusch in der Ferne, das in athemloser Schnelligkeit näher kam und immer mächtiger anschwoll.

Es waren polnische Lanciers und Husaren vom vierten Regiment, welche im vollen Galopp durch die Straße daher jagten und aus vollem Halse schrieen: „Er kommt, meine Freunde, er kommt, es lebe der Kaiser!"

Ihr eigenes Rufen und der donnernde Hufschlag ihrer Rosse verhinderten die Reiter wohl, zu bemerken, daß auf ihren enthusiastischen Ruf nur sehr einzelne Stimmen mit vive l'empereur! antworteten. Viel Mehrere fragten nur neugierig: „Wann kommt er? wo ist er?"

Plötzlich riefen funfzig, hundert Stimmen: „Da ist er!"

Ein leichter Wagen, bespannt mit acht Pferden, welche von den Postillonen zu wahnsinnigem Laufe an-

getrieben wurden, rollte mitten hinein in diese dichte Fluth von Menschen auf dem Platz, die noch immer gleichgültig schien; kaum aber hielt der Wagen an der Freitreppe, da brach die ganze Menge wie aus einem Munde in ein laut aushallendes vive l'empereur! aus.

Der Zauber des Außerordentlichen hatte noch ein Mal gewirkt, und von seinen Anhängern auf den Armen getragen, erreichte Napoleon das Cabinet in den Tuilerieen, von dem aus er Europa fünfzehn Jahre lang seinen Willen als Gesetz vorgeschrieben. —

Zwei Stunden etwa, nachdem Napoleon Bonaparte wieder Besitz von den Tuilerieen genommen, trat der Marquis von Lanmari durch eine Seitenthür in das Cabinet des Barons von Batz. Er war auf dem Caroussel-Platze gewesen; er hatte die Scenen beobachtet, die dort aufgeführt wurden; er kam, um mit dem Baron zu sprechen, denn sein Herz war voll Schmerz; da sah er den alten Herrn in seinem Lehnstuhl sitzen vor dem Bilde jener unvergeßlichen Claudia, seiner Gemahlin.

Die Kerzen in den Wandleuchtern waren schon tief niedergebrannt; das Bild seiner Mutter fesselte den jungen Marquis; es war ihm noch nie so edel

und bedeutend erschienen, wie in diesem Augenblicke; auch der Baron schien ganz verloren in dem Anschauen der Frau, die er vergöttert hatte in ihrem Leben, die er nie vergessen in ihrem Tode.

Langsam trat der Marquis näher, der Baron rührte sich selbst da nicht, als ihm der Marquis die Hand auf die Schulter legte; da überfiel den jungen Mann jählings eine große Angst, er trat vor und faßte nach der Hand des guten Edelmannes, sie war eiskalt, die Augen, in denen das Leben erloschen, starrten noch nach dem Bilde Claudia's, der Baron von Batz war todt.

Der Marquis klingelte den Dienern, man brachte die Leiche des Barons in sein Schlafzimmer; die herbeigerufenen Aerzte konnten nichts weiter thun, als die Erklärung abgeben, daß ein plötzlicher Schlaganfall den alten Herrn getroffen und augenblicklich getödtet habe. Der Kammerdiener, welcher im Vorzimmer den Dienst hatte, aber nicht die Erlaubniß, in das Cabinet zu treten, hatte die Schritte seines Herrn noch kurz vor neun Uhr vernommen, dann aber nicht mehr.

Für den Marquis von Lanmari war kein Zweifel, daß der treue Royalist in demselben Augenblick viel-

leicht gestorben war, in welchem der Usurpator abermals das Schloß der rechten Könige von Frankreich in Besitz genommen.

„Fahren Sie sogleich zu dem Herrn Obersten Thélusson, zeigen Sie ihm den Tod des Herrn Barons von Batz an und bitten Sie ihn, sich zu mir zu bemühen!“

Mit diesem Befehl entließ der Marquis von Lanmari den Kammerdiener des edlen Mannes, um dessen Tod er in der Stille trauerte; bewegter und schmerzlicher würde er um den Verlust seines leiblichen Vaters nicht haben trauern können.

Kaum aber hatte er sich in das innere Cabinet zurückgezogen, als ein ganz ungewohnter Tumult laut wurde in den stillen Räumen des alten Hotels; es war nicht der Schmerz der treuen Dienerschaft um den Tod ihres geliebten Herrn, denn sie hatte noch keine Kunde von dem Todesfall, sondern es war ein Agent Fouché's, welcher mit Polizei-Soldaten eindrang in das Hotel Saint-Aulaire und den Baron von Batz verhaften wollte. Die handfesten Bretagner begannen bereits sich zur Wehre zu setzen, und das Haus, das der Schritt des Todes der Stille und der Trauer geweiht hatte, wäre vielleicht der Schauplatz eines wüsten

und ganz nutzlosen Kampfes geworden; da vernahm der junge Marquis das kreischende: „Im Namen des Kaisers!“ mit welchem der Polizei-Commissair die glückliche Rückkehr des Usurpators inauguriren zu wollen schien.

Mitten aus der Trauer und dem Schmerz heraus eilte Claudia's Sohn in den Tumult, er befahl seinen Leuten, sich ruhig zu verhalten, und ersuchte den Commissair ihm zu folgen.

Die bedeutende Erscheinung des ernsten jungen Mannes imponirte dem Polizei-Schergen; er folgte dem Marquis schweigend in ein Zimmer.

„Was wollen Sie hier, mein Herr?“ fragte der Marquis.

„Ich habe den Auftrag, den Herrn Baron von Batz zu verhaften!“ entgegnete der Commissair.

„Denselben, mein Herr, um dessen Fürsprache Sie sich vor einigen Wochen bemüheten, dessen Bekanntschaft mit Ihrem Chef, Herrn Dandré, Sie das Ordenskreuz verdanken?“ fragte der Marquis, der den Mann kannte.

„Die Pflicht ist oft schwer, mein Herr!“ stammelte der Commissair.

„Ja, Sie haben Recht, die Pflicht ist oft schwer," versetzte der Marquis bitter, dann fuhr er ernst fort: „der Herr Baron von Batz, den Sie suchen, ist nicht hier."

Der Polizeibeamte lächelte ungläubig. „Wir wissen bestimmt," sagte er mit gemeiner Schlauheit, „daß der Herr Baron Paris nicht verlassen hat, sondern gestern aus den Tuilerieen hierher zurückgekehrt ist."

„Der Baron von Batz," antwortete der Marquis sehr ernst, „hat vor wenigen Stunden nicht nur Paris, sondern auch diese Welt verlassen, er ist todt, wollen Sie sich überzeugen, so folgen Sie mir!"

Der Marquis verließ das Zimmer, ohne sich darum zu kümmern, ob ihm der Polizist folge oder nicht, der aber folgte ihm nicht, er fühlte, daß der junge Mann nicht lügen könne, und eilte davon.

Eine Stunde später meldete man dem Herzoge von Otranto, daß sowohl der Vicomte von Chateaubriand, als der Baron von Batz nicht hätten zur Haft gebracht werden können, der Dichter, weil er dem Könige gefolgt in's Exil, der Ritter, weil er dem Könige vorangegangen in den Himmel.

Sechstes Kapitel.

Losung und Lösung.

Cassio:
„Nicht daß ich Dich nicht liebte!"
Bianca:
„Nur, daß Du mich nicht liebst!"
(Shakespeare.)

Das Gesicht des großen Usurpators war nicht heiter — und doch schritt er wieder auf und ab in jenem bekannten großen Cabinet des Königsschlosses, und doch hatte er wieder eine Nacht zugebracht in den Tuilerieen? Darum vielleicht waren seine Blicke düster, denn er mußte es wissen, daß aus diesem Zauberschloß der französischen Geschichte nur zwei Wege hinausführen, zwei thränenreiche Wege, denn der eine führt in's Exil, der andere auf das Schaffot.

Da stand ein kleiner, vielgebrauchter Tisch, dessen

einfache Holzplatte wenig paßte zu der Herrscherpracht, mit welcher das große Cabinet sonst ausgestattet war; scheu beinahe blickte der harte Eroberer ein paar Mal nach dem schlichten Meuble, endlich befahl er dasselbe zu entfernen. Der Anblick des Tisches störte den Imperator, es war der sogenannte Tisch von Hartwell. König Ludwig XVIII. hatte zwanzig Jahre lang zu Hartwell an diesem Tisch gesessen und beim Studium Horazischer Oden den verlorenen Thron zu vergessen getrachtet; er hatte den stummen Zeugen seines Exils mit in das Königsschloß seiner Ahnen gebracht, er saß täglich daran, Bonaparte ließ den Königstisch aus dem großen Cabinet entfernen.

Verdüstert schritt Napoleon auf und ab, er hatte zwei Meldungen empfangen, die ihm nicht gefielen; er war gestern in Paris angekommen und gestern hatte der Marschall Gouvion Saint-Cyr die Truppen in Orléans die weiße Cocarde des Königs wieder anlegen lassen und die Truppen hatten es gethan; das gefiel ihm nicht, denn es zeigte ihm, wie wandelbar die Stimmung selbst der Soldaten, es zeigte ihm, daß seine Macht lediglich auf dem Zauber seiner eigenen Persönlichkeit beruhe, und das wollte er nicht. Ferner

weiß der Verfasser nicht, daß optische Telegraphen bestanden?

hatte ihm eine telegraphische Depesche gemeldet, daß der Herr Herzog von Angoulême sich vertheidige, daß derselbe kühn genug gewesen, angriffsweise zu verfahren mit den wenigen Truppen, die er bei sich hatte. Er wollte nicht, daß man sich gegen ihn vertheidige. Er war entschlossen, den Neffen des Königs erschießen zu lassen, im Fall, daß man sich seiner bemächtige, weil er es gewagt, das Königthum seines Oheims zu vertheidigen.

Man meldete dem großen Manne die Ankunft Ihrer Majestät der Königin von Holland.

So nannte man Josephinens Tochter mit großer Geflissentlichkeit wieder, obwohl Hortense von König Ludwig XVIII. den erbetenen Titel einer Herzogin von Saint-Leu angenommen, und obwohl ihr Gemahl längst auf den holländischen Präfecten-Thron verzichtet hatte.

Napoleon hatte seine Stieftochter nur einige Augenblicke am Abend zuvor gesehen und war nicht eben freundlich gegen sie gewesen; er glaubte Ursache zur Unzufriedenheit mit ihr zu haben, und nicht ohne große Aengstlichkeit trat sie in das große Cabinet.

Die Zeit war hin, wo sie im Stande gewesen, den

Zorn des furchtbaren Mannes zu beschwören. Sie hatte, wie zum Schutz, ihre Söhne mitgebracht, welche Husaren-Uniform trugen. Die Knaben sahen allerliebst aus in diesem Anzuge, und der Gewaltige gab einer menschlichen Regung nach bei ihrem Anblick; die Kinder mochten ihn an seinen Sohn, an sein Kind erinnern, an jenen kleinen König von Rom, der fern in Deutschland zum österreichischen Offizier erzogen wurde. Doch der Eindruck ging bald vorüber. Sein Antlitz wurde wieder ernst und die Augenbrauen zogen sich zusammen, er ließ die Kinder fortbringen, und kaum sah er sich allein mit Hortense, als er, jede Rücksicht bei Seite setzend, in den rauhesten Worten Rechenschaft von ihr forderte über das, wie er sagte, unwürdige Benehmen der Kaiserin Josephine während seines Aufenthaltes auf Elba. Die harten Worte Napoleons wurden noch härter dadurch, daß er durchaus nicht an das Herz der Tochter dachte, das noch blutete, da so kurze Zeit erst seit Josephinens Tod verstrichen. Er zeigte sich namentlich empört darüber, daß Josephine Ludwig XVIII. gebeten hatte, ihr den Titel einer Kaiserin zu lassen. Hortense gerieth außer sich über den Ton, in welchem Napoleon von ihrer Mutter

sprach, jedes Wort Napoleons war eine Beleidigung des Andenkens ihrer Mutter, und in edler Aufwallung rief sie: „Sire, vergessen Sie nicht, daß Sie zur Tochter Josephinens sprechen, denken Sie doch daran, daß meine Mutter keinen Helfer hatte in dem Kampfe, wo die Rache, welche Sie wachgerufen, Sire, in ihr ein doppelt verletztes Opfer traf. Sollte meine Mutter sich nicht wenigstens ein Asyl zum ruhigen Sterben in dem Lande sichern, dessen Krone sie getragen?"

Napoleon sah seine Stieftochter einen Augenblick halb verwundert an, dann rief er barsch: „Wahrlich, war denn Josephine so ganz überzeugt davon, daß ich nie mehr im Stande sein würde, ihr zu helfen? Wie? Ein paar Wochen erst nach meiner Verbannung und schon unterhandelt sie mit meinen Feinden? Sie, Josephine? Die Liebe meiner Jugend, sie, die ich nie von mir gelassen haben würde, hätte nicht das Gebot des Staates mich dazu gezwungen? Ich hätte das nie von ihr erwartet!"

„Aber Sire," rief Hortense, „Ew. Majestät scheinen ganz zu vergessen, in welcher Lage Sie uns zurückließen. Meine Mutter hatte keine Hülfe mehr, keine —"

Die arme Hortense wollte fest bleiben, aber sie vermochte es nicht, sie brach in einen Strom von Thränen aus.

Napoleon war nie sehr empfänglich für Thränen, aber er lachte höhnisch zu den Thränen seiner Stieftochter, und Hortense machte an sich selbst die erste Erfahrung von der Wahrheit der vielfach bestrittenen Behauptung, daß der von Elba zurückkehrende Napoleon viel mehr Aehnlichkeit mit dem schlecht erzogenen republikanischen General, als mit dem wenigstens in vielen Fällen an sich haltenden Kaiser gehabt.

„Ich weiß wohl," sagte der Scheltende endlich etwas ruhiger, „daß Sie zu entschuldigen sind, Hortense, aber Josephine, nein, ich werde ihr nie verzeihen."

Die arme Josephine, gewiß war sie der Verzeihung Gottes sehr bedürftig, aber nicht der Napoleons.

„Man beschuldigt Marie Louise der Schwäche," fuhr der Imperator fort, „aber Marie Louise hatte nicht, wie Josephine, mit der Krone aus der Hand des Papstes einen unauflöslichen Anspruch empfangen. Daran hätte sich Ihre Mutter erinnern sollen!"

Welch ein Mensch! er redete von dem Papst, den er einkerkern und mißhandeln ließ.

„Sire,“ rief Hortense, die arme gequälte Tochter, „ich beschwöre Ew. Majestät, gütig von meiner Mutter zu sprechen. Ach, das letzte Wort, welches über ihre Lippen kam, war Ihr Name.“

„Ein Grund mehr,“ entgegnete Napoleon hart, „um ihn in Achtung zu halten. Nach Ihrer Meinung,“ setzte er boshaft hinzu, „genügt es also, zu lieben, um jedes Vorwurfs ledig zu sein!“

Hortense erröthete unter ihren Thränen; Napoleon, welcher auf und ab ging, blieb in dem Augenblick vor dem Fenster stehen, welches nach dem Pont-Royal hinausgeht. Dasselbe war geöffnet, die Menschenmenge, welche dort neugierig gaffend stand, sah kaum den Kaiser erscheinen am Fenster, als sie in ein donnerndes „Vive l'Empereur!“ ausbrach.

Ein geschickter Mensch war Napoleon immer, er trat rasch auf die arme Hortense, deren Antlitz in Thränen schwamm, zu; er zog sie an's Fenster und zwang sie so, das Volk zu grüßen und ihm zuzulächeln. Die Arme, sie that, was ihr Napoleon befahl, sie grüßte, sie lächelte mit Thränen im Auge.

Am andern Morgen las man folgende Note im Moniteur: „Gestern waren Se. Majestät der Kaiser mit der Königin Hortense und den Prinzen, Ihren Neffen, in Ihrem Cabinet; der Zuruf des Volkes, das sich in zahlloser Menge unter den Fenstern Sr. Majestät versammelt hatte, rief Dieselben auf den Balkon, und die Königin Hortense war so gerührt durch die Beweise der Anhänglichkeit des Volkes von Paris, daß sie in Thränen ausbrach und so der theilnehmenden Menge das ergreifende Schauspiel Ihrer Thränen zeigte, welche ihr die Liebe des Volkes zu Ihrem erlauchten Vater erpreßte."

Das ist eine Probe von dem Zeitungsstil des Herrn Herzogs von Otranto, des kaiserlichen Polizeiministers.

Während die arme Hortense also gerührt war über die Liebe des Pariser Volkes zu Napoleon, finden wir in dem altmodigen und etwas vernachlässigten Prunkzimmer eines sonst schmucken bürgerlichen Hauses der Straße Vaugirard vier Damen beieinander, bei denen die von der Polizei ausgegebene Liebeslosung offenbar keine Gültigkeit hat, denn in jedem Munde fast ist eine Klage über „Bonaparte", der hier durch

seine Rückkehr Interessen aller Art verletzt zu haben scheint.

Auf einem Sessel am Fenster saß die Herrin dieser Wohnung gerade und sehr steif, eine Dame von etwa sechzig Jahren, von deren Gesicht man eigentlich gar nichts sagen konnte; wenn es einen Ausdruck überhaupt hatte, so war es der Ausdruck der vollendeten Nichtigkeit; diese Dame, welche Spitzen von Alençon und eine Robe von schwarzer Seide trug, hatte einen häßlichen, fetten kleinen Hund auf dem Schooß und streckte, wie zum Schutze, ihre knochigen langen Finger über den häßlichen vierfüßigen Liebling hin, alle Mal, wenn der Name Bonaparte genannt wurde.

Frau von Concrin war vor der Revolution die leichtsinnige Zofe einer leichtsinnigen Dame gewesen, ihre Herrin war guillotinirt worden und sie zu einem hübschen Vermögen gelangt, auf eben demselben Wege, wie damals so manche zu Vermögen gelangten. Später hatte sie ihre Hand und ihre Renten einem Herrn Concrin gegeben, der sich von Concrin nannte, aus eigener Machtvollkommenheit, und die Eitelkeit hatte, für einen zurückgekehrten emigrirten Edelmann gelten zu wollen, obwohl er seine Vaterstadt Nancy nie ver-

lassen und in seiner bescheidenen Stellung als zweiter Clerk eines Notars niemals etwas zu befürchten gehabt hatte von der Revolution. Diesem guten Manne, der seine Verehelichung mit der edlen Julie nicht lange überlebt hatte, verdankte die ehemalige Zofe den Namen einer Frau von Concrin.

Diese sonderbare Edeldame vermiethete meublirte Zimmer, allerdings aber mit großer Auswahl; sie nahm vorzugsweise Frauen und Töchter von Edelleuten in Pension, welche auf längere oder kürzere Zeit nach Paris kamen und nicht eben glänzende Mittel hatten. Daher konnte sich Frau von Concrin einer ausgebreiteten Bekanntschaft unter dem Adel rühmen.

Der Frau vom Hause zunächst gewahren wir in höchst vernachlässigter Kleidung die Wittwe des armen Gervais von Sainte-Pallaie, der im Duell von der Kugel Philipps von Krummensee fiel; die junge Wittwe ist noch immer schön und die Spuren ihres letzten Thränenergusses machen sie anziehend für alle Liebhaber larmoyanter Schönheiten. Septimanie ist eine Freundin der Frau vom Hause, welche sentimentale Anwandlungen für vornehm hält. Als zahlende Pensionsgäste finden wir neben diesen Frauen im Zimmer

die gute Schwester des Chevaliers von Maison-Rouge, Madame Adelaide Veraultier, welche sehr froh ist, daß sie nun nach zurückgelegter Trauerzeit ihre colossalen Reize in den buntesten Farben und den prächtigsten Stoffen der Welt wieder zeigen kann. Sie thut das mit einer Hast und einem Uebermaß, von welchem letztern ihr fast unanständig weit ausgeschnittenes Kleid vollgültiges Zeugniß ablegt.

Diese drei Damen sind es, welche laut über die Rückkehr Bonaparte's jammern, am lautesten Madame Adelaide, am thränenreichsten natürlich Madame Septimanie, am giftigsten Madame Concrin.

Entfernt von dieser wortreichen Gruppe hält sich Fräulein Clotilde von Raucourt und Maison-Rouge auf; ihre kleine zierliche Gestalt hat, seit wir sie nicht gesehen im rothen Hause, nicht an Fülle gewonnen, sie ist so abgemagert im Gegentheil, daß sie krank und leidend aussehen würde, wäre sie weniger klein und zierlich, und spräche sich nicht in den edeln, aber scharfen und durchgearbeiteten Zügen und in den lebhaft funkelnden Augen eine Seele aus, die keck und siegesgewiß jeden Kampf aufnimmt, weil sie sich be-

wußt ist, in einem Kampfe gesiegt zu haben, der an Schrecklichkeit seines Gleichen nicht haben kann.

Man brachte einen Brief für diese Dame, sie nahm ihn ziemlich gleichgültig und betrachtete ihn eine Weile, ohne ihn zu erbrechen, denn die Handschrift der Adresse sowohl, wie das Siegel waren ihr völlig fremd. Plötzlich bemerkte die Dame einige ganz kleine, unter das Siegel geschriebene Buchstaben. Starr hefteten sich ihre Blicke auf diese kaum leserlichen Zeichen und leise buchstabirte sie: „Crévecoeur!“ Es trat eine flammende Röthe in ihr Antlitz, sie erhob sich nicht ohne Anstrengung von ihrem Sitze, und als sie stand, fühlte sie, daß ihr die Füße zitterten. Aber Clotilde war eine ächte Raucourt, sie beherrschte mit ihrem gewaltigen Willen im nächsten Moment schon vollständig ihre Aufregung und als sie mit leichtem Gruß, lächelnd und den Kopf neigend an den Damen vorüberging, um den Salon zu verlassen und sich nach ihrem Zimmer zu begeben, da hatten diese wahrhaftig nicht die geringste Ahnung von dem Sturme, der hinter dieser lächelnden Maske tobte. Madame Adelaide aber sagte: „Es ist seltsam, wie meine Cousine meinem Vetter, dem Baron von Raucourt, so ähnlich sieht!“

„In der That, die Aehnlichkeit ist groß," rief Frau von Concrin sogleich, „ich hatte die Ehre, den Herrn Baron von Raucourt zu sehen, als er die Stelle eines Maitre d'Hotel bei Monsieur übernahm!"

Der Baron von Raucourt gehörte zu denjenigen vornehmen Bekanntschaften, mit denen die wackere Dame gern prahlte, denn der Baron hatte sich wirklich einige Minuten mit ihr unterhalten, als er die Zimmer für seine Cousinen miethete.

Clotilde stand allein in ihrem Zimmer, sie hatte die Thür hinter sich vorsichtig geschlossen, sie setzte sich nieder und drückte den immer noch uneröffneten Brief fest auf ihr mächtig pochendes Herz.

„Oh! wie bin ich doch noch so schwach!" murmelte sie, „die Sünde seines Vaters, die Sünde meiner Mutter haben unsere Liebe unmöglich gemacht," ihre Wangen brannten und ihr Auge glühte, „er liebte mich und hatte doch den Muth, mich wissen zu lassen, daß ich seines Vaters Tochter, und ich habe nicht die Kraft! Jede Erinnerung macht mich wieder schwach, doch Geduld, die Gewohnheit der Entsagung muß meiner Schwäche zu Hülfe kommen. Oder hätte er Recht? wäre es wirklich nothwendig, eine neue Pflicht zu über-

nehmen, in deren Erfüllung ich die Kraft fände, diese Leidenschaft ganz zu besiegen? Ich fühle es, daß er mich mit dem Chevalier verheirathen will, das ist die Pflicht, die er meint; ich soll ihm helfen, den alten Glanz des Hauses Raucourt wieder herzustellen — nun, ich will ihm zeigen, daß ich wenigstens den Muth habe, alles das zu thun, was er von mir verlangt, wenn meine Kraft auch nicht immer ausreicht. Doch was enthält dieser Brief? Er ist von ihm, Crêvecoeur, so hat sein Vater jene Briefe an meine arme Mutter unterschrieben, er hat mir durch dieses Wort anzeigen wollen, daß der Brief von ihm komme!"

Mit einer Hast, die auffallend gegen die scheinbare Gleichgültigkeit abstach, mit welcher Clotilde den Brief des Barons so lange unerbrochen in der Hand gehalten, riß sie jetzt die Enveloppe ab, welche mehrere Blätter enthielt.

Wir kennen bereits die seltsame Marotte des Barons von Raucourt, seine Briefe auf die leeren Blätter alter, oft ganz vergilbter Familienbriefe zu schreiben und im Eingang seines Briefes stets den Inhalt des sauber abgeschnittenen älteren Schreibens anzugeben. Der Brief, den Clotilde in der Hand hielt, lautete:

„Meine theure Clotilde, auf der abgeschnittenen Hälfte dieses Bogens stand ein sehr zärtlicher Brief meiner Mutter an meinen Vater; ich fand ihn in einer alten Briefmappe noch uneröffnet, und er war nicht der einzige. Ich werde auf das Couvert meiner Briefe den Namen schreiben, unter dem mein Vater, unser Vater, uns am wehesten gethan hat, denn ich glaube, daß selbst ein Brief, von fremder Hand überschrieben, von Dir nicht uneröffnet bleibt, wenn Du das „Crêvecour" neben dem Siegel bemerkst."

Clotilde schüttelte mit dem Kopf, die Wunderlichkeit des Barons, seine gesuchte Art zu schreiben mißfiel ihr in diesem Augenblicke mehr als je. „Mein Schreiben, das Dir durch sichere Hand zwar, aber doch durch mehrfache Uebermittelung zugeht," las das Fräulein weiter, „hat den Zweck, Dich in der Anlage sub luna zu benachrichtigen, wo die Geldmittel, die ich bis jetzt zur Herstellung unseres alten lieben rothen Hauses von Raucourt zusammengebracht habe, angelegt sind. Diese Geldmittel stehen zu Deiner und des Chevaliers von Maison-Rouge Verfügung, doch hoffe ich, daß Ihr dieselben gemeinschaftlich nach dem Plane verwenden werdet, den ich in der Anlage sub sole

beifüge. Meine theure Clotilde wird schwerlich sich verwundern, daß ich die Wiederherstellung des Hauses unserer Väter ihr gemeinschaftlich mit dem Vetter von Maison-Rouge anvertraue, denn ihr heller Blick muß längst erkannt haben, daß es mein innigster Wunsch ist, sie mit dem Chevalier durch unauflösliche Bande vereinigt zu sehen. Ich habe dabei, und nehme Gott zum Zeugen, nicht nur die Verwirklichung meiner Pläne für den Flor des Hauses Raucourt im Auge, sondern ich hege die feste Ueberzeugung, daß mein Vetter Eugen ein Mann geworden ist, dem meine theure Clotilde getrost ihre Zukunft anvertrauen kann; der Vetter von Maison-Rouge wird glücklich sein im Besitz der Frau, die er liebt; Clotilde wird an der Seite eines ehrenhaften Mannes ihre Pflicht thun und in der Erfüllung derselben anfänglich Ruhe, dann Trost und endlich Ersatz finden für eine Liebe, welche ihr ein hartes Geschick versagte. Fragt mich diese theure Clotilde, warum ich gerade jetzt aus der Ferne her diese Bestimmungen und Wünsche ihr zukommen lasse, so muß ich darauf antworten, daß diese Zeilen kein Testament enthalten, daß ich mich im vollsten Genuß meiner körperlichen wie meiner geistigen Kräfte befinde, und daß

ich keineswegs darauf verzichtet habe, auch in Zukunft noch persönlich für das Haus Raucourt zu wirken, aber die politischen Verwickelungen sind der Art, daß ich nicht weiß, wie lange ich fern sein werde noch von der Heimath. Sollte der berühmte General siegreich nach Paris vordringen, sollte unser König genöthigt sein, zum andern Male eine Zuflucht in fernen Landen zu suchen, so wird der Chevalier wahrscheinlich auch seinen Posten in Avignon verlassen und flüchten müssen. Ich rathe aber der lieben Clotilde, unter allen Umständen in Paris zu bleiben; der Kampf, der sich dann auf's Neue erhebt, kann unmöglich von langer Dauer sein, und persönlich hat sie ja nichts von dem berühmten Generale zu fürchten. Das sub stella angebogene Blatt enthält die Adresse eines Mannes, welcher ihr während dieser Zeit gern gefällig sein wird, der es sein kann und sich nie weigern wird, ihre Wünsche zu erfüllen, sobald sie ihm das bezeichnete Blatt persönlich übergiebt."

Clotilde war Frau und neugierig genug, zuerst dieses Blatt zu betrachten — sie hatte auch ein Recht dazu, denn der König hatte Paris geräumt und die Zeit war da, in der sie, wenn sie derselben bedurfte,

die Hülfe dieses Mannes in Anspruch nehmen konnte. Das Fräulein entfaltete das mit einem Stern bezeichnete Papier und las mit höchstem Erstaunen: „Dem Herrn Herzoge von Otranto wird die Ueberbringerin dieses empfohlen durch den, welcher schreibt.“ Clotilde erkannte augenblicklich, daß eine fremde Hand diese Empfehlung geschrieben, eine Hand, deren Schriftzüge dem gefürchteten Herzoge von Otranto vermuthlich genau bekannt sein mochten.

„Meine theure Clotilde wird noch recht glücklich werden,“ schloß der Brief des Barons, „was ich dazu beitragen kann, soll zuverlässig geschehen, und mir wird gewiß noch die Freude, sie glücklich zu sehen. Hält sich der König in Paris, bis ihm Europa zu Hülfe kommt, so wird der Chevalier von Maison-Rouge wahrscheinlich nach Paris berufen werden. Ihm mag Clotilde diesen Brief mittheilen und ihm auch die nöthigen Erläuterungen geben, es darf auch nicht die kleinste Unaufrichtigkeit zwischen Clotilde und ihrem künftigen Gemahl stattfinden. Der Chevalier muß wissen, daß ich Clotilde geliebt habe, aber eben darum muß er auch erfahren, warum ich ihr nicht meine Hand reichen durfte; ebenso wünsche ich, daß ihm ganz klar

werde, wie nicht sein Verdienst, nicht seine Liebe zu Clotilde ihm deren Hand verschafft, sondern lediglich seine Eigenschaft als einziger Träger der edeln Namen Maison-Rouge und Raucourt. Das muß ihn mit jenem Familienstolz erfüllen, der den Mann lehrt, sich nur als Mitglied seiner Familie stolz und bedeutend zu fühlen; solcher Stolz aber soll den Mann, der den Stamm des Hauses Raucourt auf's Neue pflanzen soll, durch und durch erfüllen. Ich bin, meine theure Clotilde, mit den herzlichsten Wünschen für Ihr Lebensglück, Ihr ergebener Freund und stets dienstwilliger Vetter Carl Claudius von Raucourt, Baron von Raucourt und Maison-Rouge, Ritter der königlichen Orden und erster maitre d'hôtel Sr. königlichen Hoheit des Herrn Grafen von Artois. Wien, den 14. März 1815."

Clotilde ließ die Hand mit dem Briefe des Barons in den Schooß sinken und saß lange sinnend; sie sah fast schön aus, denn ihre weiße Wange war hell geröthet, und in ihren Augen leuchtete das Feuer, das in ihrer Seele brannte; ihre Aehnlichkeit mit dem Baron war im höchsten Grade auffallend, es waren nicht nur dieselben Züge, sondern auch jener Ausdruck un-

bezwinglicher Energie, der bei dem Baron selbst nur zum Vorschein kam, wenn er sich allein wußte, zeigte sich in zarter Gestalt um den Mund Clotildens. Das Fräulein war mächtig stolz auf den eben empfangenen Brief, die sonderbaren Wendungen, die stylistischen Schnörkel, in denen sich der Baron gefiel, störten sie nicht mehr, sie las aus dem Briefe heraus nur, daß der Mann, den sie geliebt von Jugend auf, dem sie aber nicht angehören konnte, daß der sie berufen habe, den Glanz und das Ansehen ihrer Familie gemeinsam mit ihm wieder herzustellen. Sie konnte seine Pläne mächtig fördern, indem sie dem Chevalier von Maison-Rouge ihre Hand gab.

Sie war entschlossen dazu.

Seltsame Menschen, krachend bricht das Königthum zusammen, ganz Europa klirrt in Waffen, und sie denken nur an die Restauration des rothen Hauses von Raucourt!

Es klopfte leise an des Fräuleins Thür; mit ihren Gedanken beschäftigt, vernahm es Clotilde nicht, erst als sich das Klopfen mehrmals rasch hintereinander und beinahe ängstlich wiederholte, horchte die Dame

auf, erhob sich dann ziemlich verwundert und fragte vernehmlich: „Wer klopft?"

„Einer von dem rothen Hause!" antwortete, wie's schien nach einigem Besinnen, eine leise und ängstliche Stimme.

„Wer kann das sein?" fragte sich Clotilde selbst, aber sie öffnete unbedenklich Jedem die Thür, der im Namen des rothen Hauses anklopfte.

Erschrocken trat sie indessen einen halben Schritt zurück, denn durch die geöffnete Thür trat mit weitem Schritt eine fast riesenhafte Weibsperson, die ziemlich nachlässig und unordentlich gekleidet war. Dieses Frauenzimmer schloß erst sehr sorgfältig hinter sich die Thür, dann riß sie Hut und Schleier zugleich vom Kopf und rief, sich zu Clotildens Füßen niederwerfend: „Verzeihen Sie, theuerste Clotilde, den Schreck, den ich Ihnen wahrscheinlich mache, aber ich hatte keine Wahl, wenn ich mich nicht meinen Feinden selbst überliefern wollte!"

Die in Frauenkleider gehüllte Person war Herr Eugen Marie von Raucout, Chevalier von Maison-Rouge.

„Stehen Sie auf, lieber Cousin!" nahm Clotilde,

sich schnell sammelnd, das Wort und streckte der abenteuerlichen Gestalt die kleine Hand hin, „und sagen Sie mir rasch, was ich zu thun habe, denn ich kann mir denken, daß Sie in diesem Augenblick in Paris in Gefahr sein müssen!“

„Sie haben Recht, meine theure Clotilde!“ entgegnete der Chevalier, die Hand, die er so sehr liebte, mit Küssen bedeckend und sich gar nicht beeilend, seine knieende Stellung zu verlassen. Er gehorchte erst einer zweiten ziemlich gebieterischen Mahnung Clotildens, aufzustehen, dann sagte er, indem er mit der Hand über die Stirn fuhr: „Ich bin eigentlich in einer entsetzlichen Lage; ich fürchte nicht für mich, glauben Sie mir das, aber ich habe Depeschen von Wichtigkeit bei mir, die mir der Herr Herzog von Angoulème für den König anvertraut hat. Ich rechnete darauf, den König noch hier zu finden. Uebergroße Vorsicht ließ mich auf einsamen Pfaden gestern gegen Abend hier ankommen, hier erst erfuhr ich, daß der Hof Paris bereits verlassen, auf der breiten Straße hätte ich die große Neuigkeit eher erfahren und hätte mich gehütet, in die Höhle des Löwen, denn das ist Paris in diesem Augenblicke für mich, einzutreten. Ich finde keinen Ausweg,

meine Freunde sind zum Theil fort, zum Theil kann ich sie nicht aufsuchen, ohne sie zu compromittiren, und ich fürchte, die Spürhunde Fouché's sind bereits auf meiner Fährte."

Als der Chevalier den Namen Fouché's nannte, zuckte es wie ein Blitz über das Antlitz Clotildens, Maison-Rouge bemerkte es und hielt inne, aber die Dame winkte ihm, fortzufahren.

„Ich bin zu Ende, theure Clotilde," schloß der Chevalier, „ich konnte der Begierde, Sie zu sehen, nicht widerstehen, ich verschaffte mir Frauenkleider, und kam hierher; wie ich aus Paris kommen soll weiß ich nicht."

„Nun," sagte Clotilde, leise lächelnd, „Ihre Verkleidung, mein Cousin, ist eben nicht sehr geschickt gewählt, und macht Ihrem Scharfsinn wenig Ehre, ich bitte, ich weiß schon, was Sie sagen wollen, es blieb Ihnen weder Zeit noch Wahl; ich glaube Ihnen, aber desto klüger haben Sie gehandelt, hierher zu mir zu kommen. Nein, sehen Sie nicht so zärtlich aus, Maison-Rouge, nicht die liebende Cousine, noch weniger die Frau, die Sie mit Ihrer Werbung beehrt haben, spricht das, sondern die Royalistin, welche sich freut,

daß sie in der Lage ist, den treuen Diener des königlichen Hauses aus einer gefährlichen Lage zu befreien. Ich werde Ihnen die Mittel verschaffen, mein Cousin, Paris verlassen und dem Hof folgen zu können."

„Wunderbares Mädchen!" rief der Chevalier jetzt staunend.

„Es ist wohl nicht das erste Mal, Cousin, daß ich Ihnen wunderbar und räthselhaft vorkomme?" fragte Clotilde lächelnd, dann aber fügte sie sehr ernst hinzu: „heute und in der nächsten Stunde schon werden Sie die Lösung des Räthsels haben, das Sie so lange beschäftigt hat; ich bin überzeugt, daß diese Lösung Sie nicht verletzen und Ihre Gefühle gegen mich nicht verändern wird. Setzen Sie sich dort hin, ruhen Sie aus; bedürfen Sie einiger Stärkung, so finden Sie in jenem Schranke Weißbrod und eine Flasche Lunel. Ich werde Sie jetzt verlassen, und Sie werden mir erlauben, Sie während meiner Abwesenheit einzuschließen. Sagen Sie mir nicht, daß Sie schon lange mein Gefangener sind, ich sehe Ihnen an, daß Sie mich mit dieser Redensart beglücken wollen; hier nehmen Sie diese Briefe und lesen Sie dieselben aufmerksam, aber

öffnen Sie die Thür nicht und kümmern Sie sich um nichts, was draußen vorgeht."

Während Clotilde das sagte, hatte sie einen kleinen Mantel umgenommen und einen Hut vor dem Spiegel aufgesetzt; jetzt trat sie vor den Chevalier, gab ihm ihre Hand und sagte: „Adieu!" Ehe sich Maison-Rouge eigentlich noch von seinem Erstaunen erholt hatte, war die kleine, zierliche Gestalt seinen Blicken entschwunden, und er hörte, wie sich der Schlüssel in dem Schloß drehte. Er war eingeschlossen, eingeschlossen in dem Zimmer der Geliebten, das fühlte der Chevalier selbst in den gefahrvollen Umständen, in denen er sich befand, als ein Glück. Er hätte sich dem Entzücken eines liebenden Mannes gewiß noch länger überlassen, wenn nicht sein Blick auf die Briefe gefallen wäre, welche Clotilde ihm zum Lesen übergeben. Der Chevalier hatte in dem Augenblick wenig Lust zum Lesen, aber er erkannte die steifen Schriftzüge seines Vetters, des Barons, und Alles, was mit diesem Manne, der eine so große Gewalt über ihn hatte, zusammenhing, interessirte ihn im höchsten Grade. Er las mit steigender Aufmerksamkeit.

Wir verlassen indessen den Ritter und folgen der Dame, die einen Fiacre bestiegen hat, welcher sie nach der Wohnung des kaiserlichen Polizei-Ministers Fouché führt, der sich einen Herzog von Otranto nennt.

Fouché hat soeben den Tages-Rapport empfangen und hat seinen Ober-Spion, den berüchtigten Piaget, bei sich, der an gemeiner Schlauheit seines Gleichen nicht gehabt hat. Fouché schien nicht ganz zufrieden mit der Thätigkeit seines Dieners.

„Sind Sie sicher, ganz sicher, daß es derselbe Mann war?“ fragte der Polizei-Minister beinahe ungeduldig, „kennt der Agent den Baron von Vitrolles persönlich?“

„Er kennt ihn persönlich,“ entgegnete Piaget offenbar verdrießlich, denn selbst das hat seine Art von Stolz, „ich versichere Monseigneur, daß der Mann nicht der Baron von Vitrolles war, und ich würde es nicht behaupten, daß es derselbe Mann wäre, wenn ich mich nicht auf meine Berichte verlassen könnte.“

„Und wo ist der Mann jetzt?“ fragte der Minister wieder.

„Monseigneur sollen es in einigen Minuten erfah-

ren," entgegnete der Beamte zuversichtlich, „mein Agent war ihm nach der Straße Vaugirard gefolgt."

Ein Secretair trat ein und sagte dem Minister einige Worte leise, dieser schien einen Augenblick nachzudenken, dann nickte er und sprach zu seinem Oberspion: „Warten Sie draußen, Piaget, bis ich klingle!"

Beide verschwanden, und Fouché, als er sich allein sah, rieb sich, wie's schien sehr befriedigt, die Hände.

„Seltsamer Glücksfall!" murmelte der blutige Königsmörder, „der Name allein genügte mir schon; wenn es nicht Vitrolles selbst war, so mußte es seine rechte Hand sein. Dieser verteufelte Chevalier von Maison-Rouge, ich denke, da machen wir einen guten Fang, und was mag diese Dame wollen? Ihren Vetter verrathen? He!"

Der Secretair öffnete die Thür, ließ Clotilde eintreten und schloß die Thür hinter ihr.

Fräulein von Raucourt!" sagte der Minister, der Dame entgegen gehend und sie durch eine Handbewegung zum Sitzen einladend. Oh, Fouché konnte auf seine Weise artig sein. Clotilde verneigte sich leicht, nahm Platz, und der Minister setzte sich ihr gegenüber nieder.

„Ich glaube den Grund Ihres Besuches zu kennen, mein Fräulein," begann Fouché in seiner süßlichen Weise, „Sie haben einen Besuch empfangen."

„So ist es, Herr Herzog," antwortete Clotilde mit vollkommener Sicherheit und einer Ruhe, die Fouché in Erstaunen setzte, „mein Vetter, der Chevalier von Maison-Rouge, ist hier und kann Paris nicht ohne einen Paß von Ihnen verlassen, ich bitte Sie deshalb, mir einen Paß für ihn zu geben, da mein Vetter Eile hat."

Die einfachen Worte der Dame wurden mit einer solchen Sicherheit ausgesprochen, daß selbst die fast imperturbable Ruhe Fouché's wich und er in seiner zischenden Weise durch die Zähne sprechend sagte: „Ei, ei, das geht ja schnell, sehr schnell, meine schöne Dame! und wenn ich nun keine Lust hätte, dem Herrn Vetter einen Paß zu geben, sondern es vorzöge, denselben verhaften zu lassen?

„So würde ich Sie bitten, zuvor doch einen Blick auf dieses Blatt zu werfen!" antwortete Clotilde mit vollkommener Ruhe, denn ihr Vertrauen auf Alles, was der Baron von Raucourt ihr empfahl, ließ nicht einmal einen Zweifel bei ihr aufkommen.

Sie reichte Fouché das Blatt; dieser empfing es, las es, hielt es leicht in der Hand und blickte, wie mit sich selbst berathschlagend, vor sich nieder, aber keine Miene seines Gesichtes verrieth den Eindruck, den dieses Blatt auf ihn gemacht. Nach einer langen Pause erst sagte er leise: „Der Herr Baron von Raucourt, von dem Sie, mein Fräulein, dieses Blatt haben, konnte unmöglich in Wien voraussehen, daß sein Vetter in diese unangenehme Lage gerathen würde; Ihnen ist also dieses Blatt zu einem andern Zweck anvertraut worden, darf ich wissen, zu welchem? Fürchten Sie nichts, meine schöne Dame, wir sind jetzt Verbündete, und es kann nur nützlich sein, wenn Sie mir offen antworten.“

„Ich nehme keinen Anstand, Ihnen zu sagen,“ versetzte Clotilde ohne Zögern, „daß der Baron von Raucourt mir das Blatt anvertraute, um es zu benutzen für den Fall, daß ich des Schutzes bedürfe in dieser Zeit.“

Fouché saß wieder eine längere Zeit überlegend, dann sagte er ernst: „Ich hoffe, daß der Herr Baron von Raucourt nicht vergessen wird, welchen Dienst ich ihm bei dieser Gelegenheit leiste; ich werde Ihnen,

mein Fräulein, einen Paß geben für den Chevalier von Maison-Rouge, versteht sich von selbst, unter einem andern Namen. Der Chevalier würde nicht hierher gekommen sein, wenn er nicht der Träger wichtiger Papiere wäre; ich werde ihm einen Brief anvertrauen, der vielleicht eben so wichtig ist, als seine Papiere, und ich rechne darauf, daß er denselben eben so gewissenhaft übergeben wird. Der Herr Chevalier von Maison-Rouge muß heute hier bleiben, sorgen Sie dafür, daß er den Ort, wo er jetzt ist, nicht verläßt; gegen Morgen werde ich ihm Paß und Brief zustellen lassen, dann aber muß er sofort abreisen. Ich hoffe, daß Sie mit mir zufrieden sind, meine schöne Dame?" schloß der Minister faunisch lächelnd und stand auf.

Clotilde erhob sich und verneigte sich dankend. Fouché führte sie bis zur Thür, indem er ihr allerlei ganz aufrichtig gemeinte Complimente über ihre Klugheit und ihre Zuversichtlichkeit sagte, Fräulein von Raucourt entfernte sich und fand es durchaus natürlich, daß ihr Schritt zum Ziel geführt, da sie nichts anderes gethan, als was ihr der Baron für diesen Fall gerathen.

Als Fouché zum andern Male allein war in seinem Cabinet, rieb er sich noch vergnügter die Hände als zuvor: „Das kommt mir ganz gelegen," murmelte er, „ich hätte in der That nicht gewußt, wem ich diese Mission hätte anvertrauen können, ohne mich auf die eine oder die andere Weise bloß zu geben. Bernardière muß nach Wien, und mit Bonaparte ist nicht leicht spielen. Uebrigens ist der Baron von Raucourt nicht ohne Einfluß und er wird mir hundert Dienste leisten für den einen. Ich muß mir den Rücken wohl decken."

Er klingelte. Der Oberspion trat ein.

„Piaget," befahl der Minister, „es ist nicht mehr nöthig, dem Manne in der Straße Vaugirard weiter zu folgen, dagegen müssen Sie ein wachsames Auge auf den Baron von Vitrolles haben, wahrscheinlich ist er noch nicht hier und dann wird er auch nicht kommen, aber senden Sie sofort einen Agenten nach Toulouse und verfolgen Sie seine Spur."

Der Agent verneigte sich und ging.

Am andern Morgen hatte der Chevalier von Maison-Rouge Paris verlassen und eilte der belgischen Grenze zu, in dem Hause der Straße Vaugirard aber

flüsterte man sich boshaft in's Ohr, das Fräulein von Raucourt habe einen als Frau verkleideten Mann eine ganze Nacht auf ihrem Zimmer gehabt und ihn, die Thüre selbst öffnend, erst bei Tagesanbruch entlassen.

Siebentes Kapitel.

Die Lilien blühen zu Gent.

„Mir kühlen so die Ringe“ sprach da der Spielmann hehr,
„Als ob die Nacht nicht länger uns währen wolle mehr,
Ich spür' es an den Lüften, nicht weit ist mehr der Tag!“
Da weckten sie gar manchen, der tief im Schlafe lag. —

(Nibelungen-Lied.)

Zu Gent, das Kaiser Otto gründete, zu Gent, wo die Wiege Kaiser Carls V. gestanden, da hatte das Königthum seines stolzen Gegners im Kampf um die Weltherrschaft eine Zuflucht gesucht und gefunden.

Wo die Spanier je Herren gewesen, da haben sie auch Spuren zurückgelassen, die sich so leicht nicht verwischen; Gent hatte 1815 noch eine vorzugsweise

spanische Physiognomie. Gent erinnerte lebhaft an Granada, die Stadt der Zegris und Abencerragen, es fehlte ihm der Duero, der Xenil, der Generalife und die Alhambra, es fehlte ihm auch der Himmel der Vega, und dennoch sah es eben so spanisch aus wie Granada. Die Häuser waren spanisch, die große Stadt hatte öde Straßen und öde Canäle, welche 26 Inseln bildeten, aber das Leben war fast ganz erloschen seit der Continentalsperre in der einst so reichen, so fleißigen und berühmten Handelsstadt.

„Ich stecke ganz Paris in einen Handschuh (gand = gant) den ich habe!" sagte Kaiser Carl V. einst mit hohem Stolz von seiner Geburtsstadt. Sein Wort sollte wahr werden; im Frühjahr 1815 war nicht nur ganz Paris, sondern das ganze königliche Frankreich, man kann wohl sagen versteckt in dem großen Handschuh an der Schelde.

Ein seltsames Leben machte sich bemerkbar damals auf den stillen Straßen, auf den großen Plätzen Gents und contrastirte ganz sonderbar mit der hispanischen Grandezza seiner Bauart. Hier auf den Plätzen und unter den Bäumen der Promenaden wurden belgische und englische Rekruten einexercirt; Artillerietrains pas-

sirten die Stadt, Truppencolonnen marschirten durch, endlose Reihen von Pferden zogen dahin, Alles nach Brüssel dirigirt, denn in oder um Brüssel mußte das letzte Rencontre stattfinden, zu welchem der große Emporkömmling die legitimen Souveraine Europa's herausgefordert. All dieses kriegerische Treiben aber verhallte in den weiten Räumen der öden alten Stadt und rauschte unbeachtet hin über die Gräber der alten kriegerischen Genter Bürgerschaft, welche Jacob und Philipp von Artevelde einst mit der Glocke von Sanct Bavon zu Kampf und Krieg aufgerufen gegen die mächtigsten Fürsten Europa's. Die Kathedrale von Sanct Bavon warf noch immer ihre riesigen Schatten in die Stadt hinein, aber ihre eherne Stimme schwieg schon lange.

Und das französische Königthum?

Es führte ein kaum bemerktes Leben anfänglich, denn nur wenige Getreue waren mit ihm gekommen. In Bethune schon hatte der König die Truppen, welche unter dem Herzoge von Berry ihm bis dahin gefolgt waren, so wie die königlichen Freiwilligen, entlassen. Zweihundert Mann von den königlichen Haustruppen lagen zu Alost. Es waren nur wenige mit

dem Königthum nach Gent gekommen, aber je mehr man in Frankreich begriff, daß sich Bonaparte trotz seiner zauberhaften Wiedererscheinung nicht werde behaupten können in der Herrschaft, desto dichter wurden die Reihen der Höflinge des Unglücks.

Unter den wirklich Getreuen, die nicht gewankt und nicht gezaudert, in ihrem Eid fest zu bleiben, sah man den Kanzler von Frankreich, d'Ambray, der in einem grünen Frack, einen alten Roman unter dem Arm, in die Sitzung des Staatsraths ging, den der König um sich versammelt hatte; da war der Dichter des Christenthums, Chateaubriand, der einstweilen zum Minister des Innern ernannt worden war, der Herzog von Lévis, der in niedergetretenen Schuhen ging, weil er an der Ferse verwundet war; neben diesen und anderen treuen Männern aber von alt royalistischer Farbe sah man auch einen Napoleonischen Marschall, den Herzog Victor von Belluno, einen bescheidenen und liebenswürdigen Mann, der Napoleon als seinen Feldherrn verehrte, aber es nicht vermochte, den Eid zu brechen, den er dem Könige geschworen. Es ist sonst eine Schande, seinen Eid brechen, seit dem Jahre 1815 ist es eine seltene und hohe Tugend geworden

in Frankreich, seinen Eid zu halten. Neben Beugnot, Lally Tolendal, Capelle und Vaublanc fand sich auch Abbé Louis ein, der Finanzminister, dessen Hauptverdienst in seiner Rohheit, dessen Haupttalent in seiner einfältigen Liebe und Verehrung des materiellen Nutzens bestand. Es war das derselbe Abbé, der dem damaligen Bischofe von Autun bei der Messe auf dem ersten Föderationsfeste der Revolution assistirt hatte. „Abbé, Du machtest Dich gut als Diakonus auf dem Marsfelde!" sagte Talleyrand oft zu seinem würdigen Gesellen, wenn er sich jener Profanation erinnerte. Durch die drei Priester in seinem Staatsrath hatte sich Ludwig XVIII. wenigstens gegen den Vorwurf der Scheinheiligkeit gesichert, Talleyrand war ein verheiratheter Bischof, Louis ein im Concubinat lebender Diakonus und Herr von Montesquiou ein Abbé, der nicht predigen konnte. Der Letztere war übrigens ein anständiger, treuer Mann, der sonst mit den beiden Anderen nichts gemein hatte.

Die Umstände, unter denen sich das Königthum Frankreichs zu Gent aufhielt, waren durchaus nicht glänzend, und die Nachrichten, welche von Wien kamen, klangen durchaus nicht sehr erfreulich; es spielte

damals schon wieder jene Intrigue zu Gunsten eines Königthums Orleans, und Talleyrands Benehmen nach der Juli-Revolution hat wohl deutlich genug bewiesen, daß er jener Intrigue weder 1814 noch 1815 ganz fremd gewesen. Officiell stand zwar ganz Europa zur Wiederherstellung des Bourbonischen Thrones unter den Waffen, in Wirklichkeit aber war es ganz anders; man mußte das schon inne werden am Lilienhofe zu Gent daran, daß man sich von Seiten der gegen Napoleon alliirten Mächte amtlich gar nicht um den König Frankreichs zu kümmern schien. Das französische Ministerium zu Gent hatte viel freie Zeit, und nur der Vicomte von Chateaubriand ließ als Minister des Innern im Moniteur von Gent einen Rechenschaftsbericht an den König über die Lage Frankreichs drucken, einen Bericht, den Napoleon Bonaparte sich nicht scheute zu fälschen und so in Frankreich verbreiten zu lassen. Sicherlich befand sich ein Königthum, das von ganz Europa anerkannt war, für das ganz Europa erklärter Maßen unter den Waffen stand, nie in einer so peinlichen Lage, wie das Ludwigs XVIII. zu Gent. Jeder fühlte das, Jeder ließ seufzend den Kopf sinken, und Verzweiflung war in allen Herzen, zwei ausge-

nommen; Muth und Hoffnung, mehr, felsenfestes Vertrauen auf baldige Herstellung des Königthums über Frankreich standen fest in dem Herzen des Königs und in dem Herzen des Dichters, den er zu seinem Minister gemacht hatte.

Niemand wird die großen Fehler in Abrede stellen, welche der achtzehnte Ludwig gemacht hat, Niemand wird die Schwächen und Mängel übersehen, die ihm anklebten, die verhängnißvoll wurden auch für seinen Nachfolger, aber es war in diesem von Krankheit gebrochenen Greise etwas, was ihn hoch hielt in der Brandung des Unglücks, selbst da, wo sie am gewaltigsten tosete. Ludwig XVIII. hatte das Bewußtsein seiner Abkunft von hundert Königen, und dieses Bewußtsein verläugnete er nie. Wie Gott überall Gott ist, in der Krippe wie im Tempel, am Altar von Gold wie am Altar von Rasen, so war Ludwig XVIII. König, auf dem Thron wie in der Verbannung, einsam durch die Schneewüste Rußlands irrend, oder in der Heiligen-Geist-Capelle zu Paris thronend, am Tische zu Hartwell wie zu St.-Cloud. Und das ist auch etwas, was Anerkennung verdient, um so mehr Anerkennung, als es seltener wird in der Welt. Nie ver-

mochte das Unglück ihm das geringste Zugeständniß zu entreißen; je tiefer ihn das Geschick erniedrigte, desto höher wuchs sein Königsbewußtsein. Sein Name war sein Diadem; man konnte ihn tödten, aber man konnte die Jahrhunderte nicht mit vernichten, deren Geschichte sich an seinen Namen knüpft. Man konnte die Lilien seines Wappens an den Wänden der Schlösser seiner Ahnen zerschmettern, aber man konnte sie nicht aus den Büchern der Geschichte löschen, ja man konnte die Lilien nicht einmal von der Magnetnadel des Compasses vertilgen. Die in Paris zertretenen Lilien, sie blüheten auf's Neue zu Gent.

Dieses unverwüstliche Bewußtsein von der historischen Größe, dem Alter, der Würde und der Majestät seines Geschlechtes, dieses Bewußtsein gab Ludwig XVIII. eine wirkliche Macht. Man fühlte diese Macht, sie machte sich ganz unwillkürlich überall geltend; die Marschälle und Generale Bonaparte's sie waren viel demüthiger vor diesem hinfälligen Greis, als vor dem donnernden Gebieter, der sie in funfzig Schlachten kommandirt hatte. Als Ludwig XVIII. die siegreichen Monarchen, die ihm seinen Thron wiedergegeben, zu seiner Tafel zog, da nahm er ohne alle Umstände den

Vortritt vor ihnen; er war überzeugt, daß sie nur eine Pflicht erfüllt hatten, indem sie den ältesten legitimen Thron der Christenheit wieder herstellten. Gewiß war dieser Stolz höchst unpolitisch, seinem Erben ist er verderblich geworden, aber er ist doch bei weitem verschieden von dem Stolz, mit dem Bonaparte die Fürsten Europa's bedrückt hatte. Es war nicht Ludwig XVIII., der vor den andern legitimen Fürsten Europas den Vortritt nahm, sondern der Vertreter des ältesten legitimen Fürstengeschlechtes der Welt. Ludwig XVIII. war die personifizirte Legitimität; als man ihn zu Saint-Denys begraben, war sie nicht mehr sichtbar.

Wenn Ludwig XVIII. zu Gent seine tägliche Spazierfahrt machte in seiner mit sechs Pferden bespannten Carosse, die Gardes du Corps voran, die Cavalcadour-Stallmeister vom Dienst am Schlage, rückwärts vor sich seinen ersten Kammerherrn und seinen Garde-Kapitain, dann begegnete ihm zuweilen der Herzog von Wellington, von einer Truppen-Musterung zurückkehrend. Achtungsvoll hielt der mächtige Feldherr einer mächtigen Nation vor dem ohnmächtigen Greise, dem Könige ohne Land, sein Roß

an, und Ludwig XVIII. nickte ihm leicht zu mit freundlicher Protectormiene. Ja, das war sehr unpolitisch, und Leute, die sich eben nicht auf Ideen verstehen, haben das albernen Hochmuth oder gar Beschränktheit genannt, aber sehr mit Unrecht, Ludwig XVIII. war gar nicht beschränkt, und vielleicht haben die Könige öfter die Pflicht, stolz, und selt'ner die Aufgabe, politisch zu sein, als man jetzt zu glauben geneigt ist.

Während also das Königthum Frankreichs fast vergessen zu Gent schien und sich die Truppen der alliirten Mächte sowohl als auch die Napoleons einander bereits auf belgischem Boden näherten, fanden sich diejenigen Franzosen, welche es noch wohl meinten mit ihrem Vaterlande, entweder persönlich ein bei dem Könige, oder sie sandten Botschaft, denn wenige Tage der wiederhergestellten Kaiserherrschaft hatten hingereicht, um auch den blödesten Augen klar zu machen, daß das Kaiserthum unmöglich war in Frankreich. Die Liberalen begriffen sogar, daß der eiserne Despot ihnen keine Hoffnung lasse, und überall zeigten sich die bedenklichsten Symptome; man konnte wohl fürchten, daß ein neuer Revolutionssturm ausbrechen werde, und Napoleon würde nicht die Macht gehabt haben, den

einmal entfesselten zu bändigen, denn überall, wohin er sein Auge warf, stieß er auf Verrath und Mißtrauen, übeln Willen und Feindschaft. Seine eigenen Brüder machten ihm die schwersten Sorgen, Joseph wollte nur Geld, Lucian hielt es mit den Liberalen, welche die Gewalt mit Napoleon theilen wollten, aber ihn nicht zu dieser Theilung bewegen konnten, Schwager Murat trieb sich als Flüchtling bei Marseille herum, der kaiserliche Polizeiminister correspondirte mit dem Königthum, und war offenbar entschlossen, da er das Königthum Orleans nicht herzustellen vermochte, dem legitimen Königthum solche Dienste zu leisten, daß ihm ein großer Lohn gewiß war bei einer zweiten Restauration. Und die Marschälle, denen der arme Imperator seine Truppen anvertrauen mußte, war er ihrer Treue sicher? Sie hatten Alle dem Königthum geschworen — und wenn sie sich ihm auch wieder angeschlossen hatten, so konnte er sich doch unmöglich auf ihre Treue verlassen. Mißtrauen, Haß, Abscheu und Verachtung im Herzen stand Napoleon allein in der Mitte aller dieser Verräther auf einem Boden, der unter ihm schwankte, unter einem Himmel, der feindlich über ihm zu hängen schien, der große

Eroberer stand allein vor dem Richterstuhle Gottes, seine Bestimmung war vollendet.

Der Chevalier von Maison-Rouge, der sich dem Hofe Monsieurs gleich nach seiner Ankunft in Gent angeschlossen hatte, und namentlich den Briefwechsel leitete, welcher von Gent aus mit den Anhängern der Legitimität in Frankreich geführt wurde, war im Juni nicht ohne Besorgniß für die Sicherheit des königlichen Hauses, denn die Heere Bonapartes waren nahe, und mit ein paar tausend Reitern hätte man sich der königlichen Familie bemächtigen können, denn welchen Schutz konnten die zwei schwachen Campagnieen der Haustruppen gewähren, welche der Herzog von Berry commandirte, in einem Lande, wo die Mehrzahl der Einwohner sehr günstig gestimmt für Napoleon war? Es ist Thatsache, daß ein großer Theil der alten Garde Napoleons aus der Umgegend von Gent gebürtig war.

In seiner Sorge für die Sicherheit der königlichen Familie knüpfte der Chevalier von Maison-Rouge Verbindungen mit dem Landvolk an in der Umgegend, und fast täglich streifte er um Gent, um Nachrichten über die Stellungen der Armeen zu erhalten; so verließ er eines warmen Nachmittags diese Stadt durch

das Brüsseler Thor, um einen Ort, etwa eine Stunde weit von Gent an der Landstraße gelegen, zu besuchen, wo ihm ein zuverlässiger Mann aus der Umgegend von Brüssel ein Rendezvous gegeben hatte. Er hatte diesen Ort noch nicht erreicht, als er ein dumpfes Rollen zu hören glaubte. Der Chevalier lauschte und glaubte ein Gewitter nahe, da er aber nichts vernahm, so setzte er seinen Weg fort. Kaum aber war er wieder dreißig Schritt etwa gegangen, als das Rollen von Neuem begann und sich nun stoßweise bald nach kürzeren, bald nach längeren Pausen wiederholte.

„Das ist eine Schlacht!" rief der Edelmann aufgeregt und warf sich an die Erde.

Er hatte sich nicht getäuscht, es war ein Zittern in der Luft und in der Erde zugleich; man schlug eine große Schlacht, denn nur der Donner einer furchtbaren Artillerie in weiter Ferne konnte die Ursache dieser sonderbaren Erscheinnng sein.

Als sich der Chevalier erhob, wehte ihm der Wind aus Süden frisch entgegen, und jetzt vernahm er ganz dentlich in dumpfen ruckweisen Rollen den fernen Kanonendonner, ja, je steifer der Wind wurde, desto genauer konnte sein scharfes Ohr die einzelnen Explo-

sionen unterscheiden. Der einsame Mann stand still und schaute, von seltsamen Gefühlen ergriffen, sich um. Die Donner, die da drüben brüllten, deren Schall sich bis zu seinem Ohre fortpflanzte, sie durchzuckten seinen ganzen Körper, in verdoppelten Schlägen pochte sein Herz, denn in dem dumpfen Rollen lag die Entscheidung für seinen König, für sein Vaterland und auch für sein Lebensglück. War es die Stimme des gewaltigen Imperators, die siegreich in dem Krachen der Geschütze sprach, so war ein langer Kampf der Verzweiflung vorauszusehen und die Stunde vielleicht sehr fern noch, in der er heimzukehren hoffen durfte. Bis zum Fieber stieg die Aufregung des Chevaliers, und doch war Alles so still und friedlich rings um ihn her! Kein Wanderer zeigte sich, nur drüben auf dem Felde sichelten einige Weiber emsig grünes Kraut, sie schienen nichts von dem Getöse der fernen Schlacht zu vernehmen.

Da plötzlich um die Ecke des Weges wirbelt blitzschnell eine Staubsäule heran — aus dem Staube sprengt ein Reiter vor, dem wirft sich der Chevalier in den Weg: „Halt, mein Herr!" ruft er ihm zu: „Wie steht die Schlacht?"

Der Reiter zieht den Hut höflich und spricht: „Herr von Maison-Rouge, ich bedaure, Ihnen melden zu müssen, daß Bonaparte gestern nach einem blutigen Kampfe siegreich in Brüssel eingezogen ist!"

„Wie, gestern?" rief der Chevalier hastig und zweifelnd: „Wer sind Sie, mein Herr? Wo kommen Sie her?"

„Von Aloft, nach Gent, Courier Sr. königlichen Hoheit des Herrn Herzogs von Berry!"

Dahin jagte der Reiter, dem Genter Thore zu.

„Unsinn!" rief der Chevalier, ihm kopfschüttelnd nachblickend, „wenn Bonaparte gestern in Brüssel eingezogen ist, so schlägt man heute nicht eine große Schlacht da?"

Indessen kehrte der Aufgeregte rasch um und eilte mit starken Schritten zurück, aber er war noch nicht weit gegangen, als ihn erst einzelne Reiter, dann verschiedene Wagen einholten und an ihm vorübereilten. Er rief Alle an, aber Alle gaben ihm dieselbe Nachricht, Bonaparte habe am Tage vorher nach einem blutigen Kampfe seinen Einzug in Brüssel gehalten; die letzten von denen, die ihn einholten, hatten gleich ihm den Kanonendonner gehört und behaupteten, der

Kampf habe am Morgen auf's Neue begonnen, Bonaparte sei aber ohne Zweifel Sieger.

„Hat der Kampf heute erst auf's Neue begonnen," sagte der Chevalier, sich fest an seine Hoffnungen klammernd, „so ist Bonaparte noch nicht Sieger, sondern er donnert noch, er kämpft noch um den Sieg, und er wird, er kann nicht Sieger sein!"

Athemlos schier erreichte der Chevalier die Stadt, in der er schon Alles in der größten Aufregung fand, die Thore wurden geschlossen und gesperrt, und nur die Nebenpforten blieben offen, an denen schlechtbewaffnete Bürger und Depot-Soldaten Wache hielten. Der Chevalier eilte zum Könige; eben war der Graf von Artois, nicht auf der großen Straße, sondern auf Umwegen angekommen; er hatte Brüssel am Abend vorher verlassen, und es war kein Zweifel mehr, daß im Moment seiner Abreise Bonaparte Sieger war, daß ein Strom von Flüchtlingen sich über die belgische Hauptstadt ergoß. Nach Ansicht der Begleiter des Grafen von Artois war der Sieg Bonaparte's entscheidend und schloß auch jede weitere Hoffnung aus. Der Chevalier schüttelte den Kopf, er machte den Prinzen darauf aufmerksam, daß die Schlacht in diesem

Augenblicke noch fortdauere, daß er selbst vor kaum einer halben Stunde noch ihre Donner vernommen, und daß er die Hoffnung nicht aufgebe.

Der Chevalier sprach so eindringlich und so zuversichtlich, daß er auch dem Prinzen wieder Vertrauen einflößte und ihn zu dem Entschluß brachte, gegen den Rath seiner Umgebungen in Gent zu bleiben. Monsieur war muthvoller als seine Begleiter und nahm deshalb gern die Ansichten des Chevaliers von Maison-Rouge an. Der König selbst, der Gent außerordentlich ungern verlassen hätte, war sehr froh, daß sein Bruder nicht zur Abreise drängte, und so blieb man bis auf weitere Nachrichten in Gent. Allerdings aber standen die Equipagen, die Wagen mit den Krondiamanten angespannt, und Alles war zur Abreise bereit. Nur wenige der Royalisten hatten nicht Muth genug zu bleiben, selbst die meisten Damen weigerten sich abzureisen, bevor zuverlässigere Nachrichten da.

Dem bangen Nachmittage folgte ein noch tiefer bewegter Abend, denn immer drohender wurden die allerdings unverbürgten Nachrichten, welche bei dem Stadtcommandanten sowohl wie im königlichen Hoflager einliefen. Die Hofchargen, die Minister, die

Staatsräthe waren in den Vorzimmern des Königs, und der Kanzler, so wie Graf Beugnot und Baron Louis drängten immer heftiger zur Abreise. Ihre Aengstlichkeit theilte sich, je dunkler es wurde, den übrigen Hofleuten mehr und mehr mit, und bei einigen mochte sich in die Besorgniß um den König und die Rettung des königlichen Hauses auch ein gut Stück persönliche Furcht mischen. Am Abend versammelte der König auf vieles Bitten noch ein Mal sein Conseil, aber obgleich der Herr Herzog von Berry von Alost melden ließ, daß an der Niederlage der Verbündeten kein Zweifel mehr und daß in Gent durchaus keine Sicherheit mehr sei, so beharrte doch Monsieur, von dem Chevalier von Maison-Rouge, der eine sonderbare Zuversicht zeigte, bestimmt, bei seinem Vorhaben, sichere Nachrichten in Gent abzuwarten. Der König, seinem Bruder beistimmend, hob das Conseil auf und begab sich zur Ruhe, als ob er in der größten Sicherheit sei.

Es wurde stiller und stiller in dem Palast des verbannten Königthums; die Nachrichten, welche mitgetheilt wurden, vermehrten die allgemeine Niedergeschlagenheit, und einige Herren machten dem Chevalier

bittere Vorwürfe, daß er Monsieur bewogen, zu bleiben. Er wußte nichts zu erwiedern, aber er war überzeugt, daß Bonaparte die Schlacht verloren haben müsse. Auf Stühlen in den Vorzimmern der Prinzen schliefen die vornehmsten Herren, oder lagen doch schweigend und der nächsten Nachrichten harrend.

Der Chevalier von Maison-Rouge öffnete bald nach Mitternacht ein Fenster und lehnte sich weit hinaus in die kühle Nachtluft, seine Schläfen brannten fieberheiß, sein Herz pochte fast hörbar, er befand sich in einer Spannung, die so gewaltig war, daß er immer fürchtete, im nächsten Moment werde er sie nicht mehr ertragen können, aber er ertrug sie doch immer wieder. Da klang durch die tiefe Stille der Nacht Hufschlag, der Chevalier richtete sich empor und ging leise, die Schläfer nicht zu wecken, nach der Thür. Sein leichter Tritt weckte keine Schläfer, aber manch Auge öffnete sich doch matt und blickte nach dem, der das Zimmer verließ.

Als der Chevalier die Treppe hinuntertrat, hielt der Reiter das Roß, dessen Hufschlag er vernommen, dicht vor der Thür an und verlangte nach dem Che-

valier von Maison-Rouge. So sicher war dieser seiner Sache gewesen.

Es war ein schlechter Zettel, den ihm der Staffetenreiter reichte, hastig riß ihn der Chevalier an sich, er las: „Bonaparte ist vollständig vernichtet, zwanzig Minuten nach der Staffete bin ich in Gent. C. C. von R.“

Der Chevalier küßte das Papier, dann eilte er mit schwankenden Knieen die Treppe hinauf, er trat in das Zimmer, das er soeben verlassen, durchschritt es, ohne sich um die auffahrenden Schläfer, die ihn halb ängstlich, halb zornig anblickten, zu bekümmern und öffnete mit fester Hand die Thür zu den innern Zimmern Monsieurs.

Der Graf von Artois schlief fest, aber völlig angekleidet auf einem Sopha, der Kammerdiener, der die Wache hatte, kannte den Chevalier und ließ ihn eintreten.

„Königliche Hoheit!“ rief der Siegesbote.

Der Prinz richtete sich sofort auf.

„Gott schützt Frankreich, Bonaparte ist vollständig vernichtet, hier die Nachricht von meinem Vetter, dem Baron von Raucourt, der in einigen Minuten hier sein wird!“ so meldete hastig der Chevalier.

Der Prinz faltete die Hände und blickte dankerfüllt einen Augenblick gen Himmel, dann nahm er das Papier, streifte mit einer unnachahmlichen Bewegung der Hand die Wange des Chevaliers fast zärtlich und sprach tiefgerührt, indem er nach der Uhr über dem Kamin blickte: „Ein Uhr, am 19. Juni! Den Tag und die Stunde will ich Ihnen und dem Hause Raucourt nie vergessen, Chevalier! Jetzt will ich zum Könige. Sie können allen unseren Freunden die frohe Kunde mittheilen."

Zwanzig Minuten nach ein Uhr rollte eine mit vier Pferden bespannte Postchaise vor das Hotel, der Chevalier riß seinen Vetter in ungestümer Umarmung fast heraus aus dem Wagen.

„Ruhe, lieber Eugen," mahnte der Baron, „ich bitte, alle meine Glieder sind zerschlagen, denken Sie doch, bis zur letzten Station bin ich in einer Tour geritten, ich kann nicht mehr."

Mehr getragen als geführt gelangte der Baron von Raucourt in einen Salon, wo man ihn in einen Sessel legte, der arme Mann schien wirklich den Strapazen fast zu erliegen, aber er raffte sich plötzlich auf und sagte hastig: „Meine Herren, beruhigen Sie sich

dabei, daß Bonaparte völlig geschlagen ist, zweifeln Sie nicht daran, aber erlassen Sie mir das Weitere, ich habe einen Brief an Seine Majestät den König zu übergeben. Mein Vetter, sorgen Sie dafür, daß ich sofort gemeldet werde, es ist dringend im höchsten Grade!"

„Der König wünscht den Herrn Baron von Raucourt zu sehen!" meldete in diesem Augenblick ein Edelmann.

Auf die Schultern seines Vetters gestützt, schwankte der Baron nach dem königlichen Cabinet, wo bei dem König auch Monsieur, die Frau Herzogin von Angoulème und mehrere höhere Würdenträger waren.

„Man gebe Herrn von Raucourt einen Stuhl!" befahl Ludwig XVIII., der sofort erkannte, daß sich der Baron im Zustande der äußersten Schwäche befinde. Beinahe verzweifelt über seine Schwäche ließ sich der Baron nieder und stammelte: „Verzeihung, Sire, seit vierzehn Stunden im Sattel, die Aufregung —"

„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, Herr von Raucourt," sagte der König freundlich, „wer eine

solche Nachricht bringt, hat gewiß auch das Recht auf einen Sitz in meinem Conseil!"

„Sire," nahm der Baron jetzt seine letzte Kraft zusammen, „ich habe Ihnen zu melden, daß die Alliirten Ew. Majestät einen großen Sieg über Bonaparte erfochten haben; Bonaparte hatte am 15. die Sambre überschritten, am 16. die Preußen in der Ebene von Fleurus geworfen, vorgestern bei Quatre-Bras gesiegt, da ist der Herzog von Braunschweig gefallen, gestern griff er Wellington an, der sich an Brüssel lehnte, Wellington verließ sich auf die Preußen unter Blücher und nahm die Schlacht an, ich habe diese furchtbare Schlacht mitgemacht in Begleitung des Grafen Pozzo di Borgo und des Barons von Saint-Vincent; alle Generale sagten, Bonaparte habe sich nie als einen größern Feldherrn gezeigt wie gestern, nach Mittag hielten Viele den Sieg Bonaparte's für gesichert, gegen 6 Uhr aber kamen die Preußen, da war der Sieg Bonaparte entrissen, er ist vollständig geschlagen, so vollständig, wie noch nie, die Preußen und die Engländer marschiren vorwärts. Graf Pozzo di Borgo hat mir diese Zeilen für Ihre Majestät geschrieben und ersucht mich, Ew. Majestät unterthänigst zu bitten,

sich durch Nichts irre machen zu lassen und sofort aufzubrechen nach Paris!"

Die Herren blickten sich erstaunt an.

„Lassen Sie sehen, was uns Herr von Pozzo di Borgo schreibt!" sagte Ludwig XVIII. ruhig.

Der Chevalier von Maison-Rouge präsentirte dem Könige das Blatt, denn sein Vetter war nicht vermögend, sich zu erheben.

Ludwig XVIII. las den Zettel, den ihm der Landsmann und Todfeind Bonaparte's, der russische General Graf Pozzo di Borgo, der als russischer Bevollmächtigter in Wellingtons Hauptquartier war, schrieb. Die wenigen Zeilen lauteten: „Sire, wenn Ew. Majestät den Thron wieder besteigen will, so beeilen Sie Ihre Abreise und eilen Sie nach Paris, ehe der Thron besetzt ist, der Ueberbringer kann Ew. Majestät mehr sagen."

Ludwig XVIII. wußte gut genug Bescheid in den geheimen Intriguen, die man gegen seine Rückkehr auf den Thron angesponnen hatte, er wußte auch, wie man seine eigenen Fehler und die Fehler Talleyrands namentlich gegen ihn ausgebeutet hatte und welcher mächtige Wille gegen ihn war, darum war er so klug,

den Rath sofort zu befolgen und seine Abreise für den Mittag festzusetzen.

Der Chevalier brachte seinen Vetter den Baron von Raucourt in ein Zimmer, wo derselbe wenigstens einige Stunden der Ruhe pflegen konnte, die ihm durchaus nothwendig war. „Vetter," flüsterte der Baron mit erlöschender Stimme schon halb schlafend, „mein Veter, wir kommen wieder nach Paris und das rothe Haus, das liebe rothe Haus florirt wieder!"

Zu derselben Stunde, am 19. Juni, wo hundert Kanonenschüsse, die auf der Esplanade des Hotels der Invaliden abgefeuert wurden, der Bevölkerung von Paris die Siege verkündeten, die Bonaparte bei Ligny, Charlesroi und Quatre-Bras erfochten, reiste Ludwig XVIII. von Gent ab, um seinen Thron wieder in Besitz zu nehmen. Am 20. Juni traf er in Mons ein; in derselben Stunde etwa, wo Bonaparte als Flüchtling vom Waterloofelde in Paris anlangte, der erste Courier seiner eigenen Niederlage und so entmuthigt durch den gewaltigen Schlag, der ihn getroffen, daß er es nicht mehr wagte, sein Quartier in den Tuilerieen zu nehmen; er stieg in dem Schlößchen Elisée-Bourbon ab, von dem aus vierzig Jahre später

sein Neffe, der Hortense Sohn, wieder einziehen sollte in die Tuilerieen.

Die Niederlage hatte Bonaparte auf dem Schlachtfelde gefunden, aber die Schmach und die Demüthigung fand er erst in Paris; der gewaltige Schlachtenkaiser, der dem Schwert Europa's nach einem riesenhaften Kampfe erlegen, in Paris mußte er die Zudringlichkeit der Advocaten dulden, welche sein großes Unglück für ihre kleinen Pläne ausbeuten wollten. Wie schwer mochte er es jetzt bereuen, daß er die Kammer nicht vor seiner Abreise aufgelöst hatte; die Liberalen, welchen er vor seiner Abreise keinen Theil seiner Gewalt hatte abtreten wollen, sie schienen jetzt entschlossen zu sein, sich dafür an dem, nicht von ihnen, besiegten Imperator zu rächen. Der Liberalismus achtet seine Gegner nie, er kennt keinen Edelmuth gegen politische Gegner. Der Marquis von Lafayette, der unverbesserliche Bürgergeneral des Liberalismus, stellte in der Kammer sofort einen Antrag, welcher die Kammer in Permanenz, jeden Versuch sie aufzulösen für Hochverrath, und Jeden, der sich dieses Versuches schuldig mache, für einen Verräther am Vaterlande erklärte. Dieser Antrag ging direct gegen Bonaparte.

Aber die Liberalen hätten sich diese Schande sparen können, denn der Stolz des großen Emporkömmlings war gebrochen, er dankte ab, weil er voraussah, daß Lafayette und Gelichter ihn zur Abdankung zwingen würden. „Mein politisches Leben ist zu Ende," sagte er, „ich proclamire meinen Sohn Napoleon II. als Kaiser der Franzosen!"

Vergebene Mühe, man kann nur Kronen vergeben, die man wirklich hat. Bonaparte hatte schon keine Krone mehr, also konnte er auch seinem Sohne keine abtreten. Die Kammer nahm auch nur die Abdankung an, ohne sich weiter um die Proclamirung Napoleons II. zu bekümmern, oder eine Regentschaft für den minderjährigen Kaiser zu ernennen. Vergeblich nahm Bonaparte seine Abdankung zurück, als die Kammer eine Regierungs-Commission ernannte, an deren Spitze Fouché, der Herzog von Otranto, gestellt wurde, vergebens bot er dieser Regierung ein paar Tage später von Malmaison aus, wohin er sich zurückgezogen hatte, seinen Degen an, um als General Frankreichs Boden zu vertheidigen; man antwortete ihm kaum, man kümmerte sich nicht um ihn, man wollte nichts mehr von ihm wissen, er reiste endlich von Paris ab, nur seiner

persönlichen Sicherheit wegen, aber Niemand bemerkte seine Abreise, Niemand achtete auf ihn.

Welche furchtbare Wandlung des Geschickes!

Lucian Bonaparte, des entthronten Kaisers Bruder, ein römischer Titularfürst von Canino, vertheidigte mit großem Muth bis zuletzt die angeblichen Rechte seines Neffen in der Kammer, aber er mußte schweigen, als ihn Herr von Pontécoulant allerdings sehr richtig fragte: „Ausländer, römischer Fürst, mit welchem Recht maßen Sie sich an, Frankreich einen Herrscher geben zu wollen?" Herr von Pontécoulant setzte hinzu: „Wie kann man einen Knaben zum Herrscher wählen, der fremd und fern im Auslande lebt?" Das war in derselben Sitzung, in welcher der Oberst von Labedoyère, ein begeisterter Anhänger Napoleons, angeekelt von dem Cynismus, mit dem die Liberalen, welche noch wenige Tage zuvor im Staube gelegen vor dem noch nicht besiegten Herrscher, heute des Besiegten spotteten, der Kammer laut vorwarf, daß sich in ihrer Mitte die Intriguanten und Ränkeschmiede befänden, durch deren Verrath der Kaiserthron gefallen sei. „Zur Ordnung!" rief die Kammer. „Junger Mann, Sie vergessen sich!" herrschte ihm der Fürst

von Rivoli zu, jener Marschall Massena, den sie das Schooßkind des Glücks nannten, weil er nie gekämpft hatte ohne den Sieg zu gewinnen. „Glauben Sie, daß Sie hier in einer Wachtstube sind?“ höhnte der graue liberale Sünder Lameth. Sie alle waren empört über den jungen Obersten und doch, wie tief unter ihm standen sie Alle! Oberst Labedoyère ist für seinen politischen Glauben gestorben, er hat das Leben gegeben für seine Ueberzeugung, von jenen klugen Herren aber hat keiner auch nur einen Blutstropfen geopfert.

So ging das Kaiserthum Bonaparte's auf das Schmählichste zu Ende in Paris, und Fouché war thatsächlich der Herr des Reiches, als hier der Kaiser von Malmaison abreiste, um sich zu Rochefort einzuschiffen und dort der König über Mons und Chateau Cambresis nach Cambray kam, um auf's Neue den Thron zu besteigen.

Am 23. Juni erließ Ludwig XVIII. die bekannte Erklärung von Cambray, in welcher es hieß, er werde die Männer von seiner Person entfernen, deren Namen ein Gegenstand des Schmerzes für Frankreich und des Entsetzens für Europa sei!

Die Erklärung ging gegen die Königsmörder und die bekannten Revolutionärs, aber in Chateau Cambresis hatte sich Herr von Talleyrand seinem Könige wieder angeschlossen und Fouché war Regent von Frankreich; er konnte, wenn man nicht mit ihm unterhandelte, die Reise des Königs so verzögern, daß derselbe zu spät kommen mußte. Kurz, wie im Jahr zuvor Talleyrand, so war in diesem Fouché eine Nothwendigkeit, welche der König nicht umgehen konnte. Der faule Fleck in der ersten Restauration war Talleyrand, in der zweiten war es Fouché!

Ludwig XVIII. bestieg zum zweiten Male den Thron seiner Väter, dieses Mal an der Hand eines der Mörder seines Bruders, aber der Thron war doch wieder besetzt, und jener mächtige Monarch, welcher eine zweite Restauration des legitimen Königthums nicht gewollt, mußte sich begnügen, als er später nach Paris kam, Ludwig XVIII. seine Verwunderung darüber auszudrücken, daß Seine Allerchristlichste Majestät nach Frankreich zurückgekehrt sei, bevor ihn die Coalition dazu eingeladen. Lächelnd antwortete Ludwig XVIII. dem Erzürnten: „Ich möchte so gern

in Saint-Denys begraben liegen, mein Herr Bruder, und fürchtete, vorher zu sterben!"

Zu Paris erneuerten sich indessen kurz vor und nach der Ankunft des Königs jene abscheulichen Scenen des Verrathes und der Gemeinheit, welche schon im Jahre 1814 stattgefunden hatten, die aber nun noch widerwärtiger waren. Paris hatte durch die erste Invasion schon den Zauber seiner Unverletzlichkeit verloren, mit der zweiten Invasion kam über die Stadt der entarteten Civilisation nicht mehr der Zorn Gottes, sondern die Verachtung des Himmels. Alle Scheußlichkeiten hatten bei der zweiten Invasion einen neuen, höhern Grad von Schlechtigkeit erlangt, und laut hörte man Menschen rufen, die sich bis dahin für eifrige Bonapartisten ausgegeben, Bonaparte müsse bestraft werden, weil er die Verträge von 1814 verletzt und eine neue Invasion über Frankreich heraufbeschworen habe. Die Schuld des gewaltigen Emporkömmlings ist groß, aber noch größer ist die Schuld derjenigen, welche seine Pläne begünstigten. Sie hatten ihn ein Mal verrathen und verlassen, warum mußten Sie ihm auf's Neue Mittel aller Art, Armeen und Geldsummen geben? Um ihn noch einmal zu verrathen? Sie

hätten ihm die Wahrheit sagen, sie hätten seiner Verblendung zu Hülfe kommen sollen; statt dessen dienten sie seinen Leidenschaften, schmeichelten seinen Hoffnungen und verblendeten ihn immer mehr, denn sie waren sicher, daß sie aus seiner Niederlage eben so Vortheil würden ziehen können, wie aus seinem Siege. Nur der Soldat, der gemeine Soldat hatte noch einen Rest von wirklicher Begeisterung für Bonaparte; alle Uebrigen waren eine weidende Heerde, welche sich rechts eben so gern als links mästete. Nie war ein Mann so gänzlich verlassen im Unglück, wie Bonaparte, und er trug selbst die Schuld; er war gefühllos gegen die Leiden Anderer gewesen; es wurde ihm Gleiches mit Gleichem vergolten.

Mit Bertrand und Rovigo kam Napoleon in Rochefort an. Er zögerte sich einzuschiffen, aber Fouché und die Liberalen drängten: „Die Garnisonen von Larochelle und Rochefort,“ hieß es in den Depeschen, „sollen bei der Einschiffung Bonaparte's helfen“ .... „wenn er nicht will, so soll Gewalt gebraucht werden“ .... „schickt ihn fort“ .... „wir können seine Dienste nicht mehr annehmen.“ ....

Es ist entsetzlich, der große Emporkömmling hatte nicht den Muth, von selbst zu gehen — er wurde fortgejagt, ja, fortgejagt, und von wem?

Von Fouché, von seinem eigenen Premierminister.

Das ist eine von den Satyren, welche die Weltgeschichte schreibt.

Bonaparte hatte nur an das Glück geglaubt, an nichts sonst; er hatte das Unglück stets für vogelfrei erklärt, er hatte es gehöhnt und verbannt; dadurch aber hatte er im Voraus alle Undankbarkeit für schuld- und straflos erklärt, jetzt stellte ihn der allmächtige Gott vor den Richterstuhl seines eigenen Systems.

Als das Glück den Meister der Lehre vom Glück verließ und ihm den Rücken wandte, da verließen auch die Schüler den Meister, seine Lehren treu befolgend.

Ende des zweiten Bandes.

Inhalt des zweiten Bandes.

262.30
12
5246
2626
3150
3147